This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

V.H. Schnorr v.K. del. I. C. Böhme sc. Lips.

Urania

von

C. A. Tiedge.

Fünfte Auflage.

Halle, 1814.
In der Rengerschen Buchhandlung.

L-SLAV
347
1

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
14 JAN 1972
OF OXFORD
LIBRARY

Urania

ein

lyrisch-didaktisches Gedicht

in sechs Gesängen.

An

meinen Gleim,

zum zweiten April 1801.

Zum Opfer Dir, dem Edeln, Weisen,
Den heut in Emma's Hain ein schöner Altar ehrt,
Und Lieder, welche Dich Urania gelehrt,
Mehr, als des Freundes Lieder, preisen;
Dir, Freund, der zwischen zwei Unsterblichkeiten steht,
Mit einem Kranz, den in geweihten Stunden,

*

An

meinen Gleim,

zum zweiten April 1801.

Zum Opfer Dir, dem Edeln, Weisen,
Den heut in Emma's Hain ein schöner Altar ehrt,
Und Lieder, welche Dich Urania gelehrt,
Mehr, als des Freundes Lieder, preisen;
Dir, Freund, der zwischen zwei Unsterblichkeiten steht,
Mit einem Kranz, den in geweihten Stunden,

*

An
meinen Gleim,
zum zweiten April 1801.

Zum Opfer Dir, dem Edlen, Weisen,
Den heut in Emma's Hain ein schöner Kranz ehrt,
Und Lieder, welche Dich Braun gelehrt,
Mehr, als des Freundes Lieder, preisen;
Dir, Freund, der zwischen zwei Unsterblichkeiten steht,
Mit einem Kranz, den in geweihten Stunden,

Vom Hauche der Begeistrung angeweht,
Die Muse Halladats um Deine Stirn
gewunden;
O Dir, Du Sänger Gottes, weiht
Sich dieses Lied von Gott und der Un-
sterblichkeit.

Tiedge.

Die Weihe.

Ich weih' im Thale den tiefsten Hain,
Daß seine Beschattung mich hülle;
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein,
Zum Tempel der seligen Stille.

Es ist ein dämmerndes Friedensreich,
Das flüsternde Lauben umgrünen;
Da ist mir am blühenden Rosengesträuch
Ein weihender Engel erschienen.

Mein Geist war fern um ein theures Grab,
Vertieft in unendliches Trauern;
Da kam auf mich ahnendes Leben herab,
Gleich wunderbar mächtigen Schauern.

Und schön, wie himmlische Jungfrau'n, schön,
Zu heiliger Botschaft erlesen,
Entschwebte dem Lichte vergehender Höh'n
Ein hohes, ätherisches Wesen.

Hell floß um blondes Gelock der Glanz.
So strahlt's an unsterblichen Stirnen.
Doch dämmert' es ernst durch den leuchtenden Glanz,
Es war das erhabenste Zürnen.

Wer bist Du, schwebende Lichtgestalt?
Entflohst du dem himmlischen Morgen?

Dann wandelte leises Getön durch den Wald;
Urania! scholl's in den Zweigen.

Gebeugte Ode, zürnend, Erhebung mir?
O zürne, Du hohe, nicht länger!
Schon naht sich, in frommer Begeisterung,
Dir
Der einsame, trauernde Sänger.

Und sanfter floß um die Lichtgestalt
Die Ruhe der Göttergefilde;
Sanft tröstend umfing mich die süße Gewalt,
Die Kraft unaussprechlicher Milde.

O, darum weih' ich den tiefen Hain,
Daß seine Beschattung mich hülle,
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein,
Zum Tempel der seligen Stille!

Mein Geist war fern um ein theures Grab,
Vertieft in unendliches Trauern;
Da kam auf mich ahnendes Leben herab,
Gleich wunderbar mächtigen Schauern.

Und schön, wie himmlische Jungfrau'n, schön,
Zu heiliger Botschaft erlesen,
Entschwebte dem Lichte vergoldender Höh'n
Ein hohes, ätherisches Wesen.

Hell floß um blondes Gelock der Glanz.
So strahlt's an unsterblichen Stirnen;
Doch dämmert' es ernst durch den leuchtenden Glanz,
Es war das erhabenste Zürnen.

Wer bist Du, schwebende Lichtgestalt?
Entflohst du dem himmlischen Morgen?

Dann wandelte leises Getön durch den Wald;
Urania! scholl's in den Zweigen.

Gebeugst Du, zürnend, Erhebung mir?
O zürne, Du Hohe, nicht länger!
Schon naht sich, in frommer Begeisterung,
Dir
Der einsame, trauernde Sänger.

Und sanfter floß um die Lichtgestalt
Die Ruhe der Göttergefilde;
Sanft tröstend umfing mich die süße Gewalt,
Die Kraft unaussprechlicher Milde.

O, darum weih' ich den tiefen Hain,
Daß seine Beschattung mich hülle,
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein,
Zum Tempel der seligen Stille!

Dort schwebt, vergöttert, mein Geist
hinauf,
Entfesselt hinüber ins Freie.
Den Altar Uranions richtet' ich auf,
Im Hain der erhabenen Weihe.

Kein Frevler nahe dem Altar sich,
Den heilige Schatten umschweiern!
Dort aber soll, hohe Vergötterte, Dich
Mein sanftester Harfenton feiern.

Erſter Geſang.

Inhalt.

Der Zweifler schaut in die Zeiten friedlicher Tage, in die Stille seines unbefangenen Glaubens hinüber, klagt die Ausstellungen einer skeptischen Philosophie an, und fodert von ihr seine harmlose Zuversicht, seine Ruhe zurück. V. 1—32. Ihn ergreift das Gefühl seines unvergeßlichsten Verlustes. Er blickt nach Hebra's, seiner Gattin, Gruft, und die Erinnerung führt ihm das Bild eines Sternenabends vor die Seele, den er mit Hebra feierte. Was einst war, ist nicht mehr. Solche Verluste stellen die innern Beruhigungen auf eine zu harte Probe. V. 33—66. In diesem Gedränge irrt das Gemüth trauernd umher, und trift auf Täuschung und Ungewißheit. V. 67—89. Daher

1. der Zweifel an dem Daseyn Gottes. Der forschende Verstand tritt in die Natur hinaus, wo die Erscheinungen der physischen Welt auf eine Gottheit hin deuten. V. 90—110. Nicht so in der moralischen Welt, wo zahllose Uebel, wo feindliche Kräfte sich drängen, wo Menschenelend aus Menschenhänden kommt. V. 111—140. Aus solchen Betrachtungen erwächst ein trauriges Schwanken zwischen dem Gefühl der Zufälligkeit und dem Glauben an eine bestimmende

Weltregierung, an eine Ausgleichung, zu welcher so gern sich die Hofnung erhebt. V. 141 — 165. Lied an die Hofnung. V. 166 — 183. So beseligend diese Erhebung auch ist: so fühlt sie sich doch, jenen Wahrnehmungen gegen über, in einer zu ohnmächtigen Sicherheit, welche, unter einem schwachen Schimmer der Wahrscheinlichkeit,

2. die Fortdauer unserer Seele zweifelhaft macht. V. 184 — 211. Aus sich hinaus blickend, überschauet die Seele, die sich selbst ein Räthsel ist, den Gang des Lebens, welches, mit bald dahin sinkender Kraft, dem Untergange zueilt. Nicht dauernder, als das Daseyn selbst, sind die edelsten Denkmahle desselben im Nachlasse der Tugend. V. 212 — 236. Umsonst ist unser Streben nach Vollendung, Erkenntniß, Glückseligkeitsgefühl — lauter Zeugen unserer Beschränkung. Was sollen uns Bedürfnisse, die über dieß Daseyn hinaus reichen? V. 237 — 261. Diejenige Weisheit, die dem Menschen seinen Himmel in der Tugend hienieden anweiset, ist eine kraftlose Trösterin; sie giebt ihn mit jeder Freude, die aus seinem Leben weg schwindet, einem vielfachen Tode Preis. Das Thier stirbt nur Ein Mal. V. 262 — 281. Die seligsten Gefühle des Herzens führen eine wiederholte Vernichtung herbei; und quälend ist die hofnungslose Sehnsucht nach einer rettenden, zur Vollendung führenden Zukunft. V. 282 — 304. Aber

dieses geplagte, mit den regellosesten Gegensätzen von Tod und Leben, Verdienst und Schicksal, Tugend und Laster umringte Daseyn gewähret nichts, als eine räthselhafte, finstre Ansicht des Zirkelganges von Entstehen und Verschwinden. V. 305—332. Warum begegnen uns überall die schreckenvollen Erinnerungen des Todes? Ward es ihnen gegeben, aufzuregen in uns das Bedürfniß der Hofnung, ohne welche die Kraft unsers bessern Willens gegen die Stürme des Lebens und den Drang sinnlicher Fodesrungen nicht besteht? V. 333—349. Hier stößt das Gemüth auf die unläugbare Abhängigkeit seiner innern Bestimmungen von der Gewalt physischer Bedürfnisse, von den Einwirkungen einer körperlichen Organisation. Fortgerissen von seinem Feuerblute ermordet San Piedro von Bastelika, der Corse, seine Gattin, wegen der, mit den Genuesern, den Feinden seines Vaterlandes, gepflogenen Unterhandlungen. V. 350—369. Thatsachen einer solchen Abhängigkeit widersprechen endlich

3. der, dem Menschen zugeschriebenen, sittlichen Freiheit und der, davon herfließenden, Verdienstlichkeit und Zurechnungsfähigkeit moralischer Erscheinungen. V. 370—386. Dem zu Folge kann der Mensch nicht umhin, sich als ein, von drängenden Antrieben seiner Organisation und von despotischen Schicksalen hin und her geworfenes, Wesen anzusehen. V. 387—407. Den-

noch fodert eine innere Stimme von ihm die Tugend; er soll, was er nicht kann. Diese Vorstellung vollendet den trauernden Zweifler, der, wie ein Verlaßner auf offenem Meere, von zufälligen Wogen umher getrieben wird, und hofnungslos nach Zuversicht schmachtet. V. 408 —427. Schlußelegie. V. 428—443.

Erſter Geſang.

Klagen des Zweiflers.

Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage bot;
An der Hofnung jugendlichen Wangen
Blühte noch das erſte, zarte Roth;
Auf der Gegenwart umrauſchten Wogen
Brannt' ein Morgen, ſchön, wie Opfergluth;
Hohe Traumgeſtalten zogen
Stolz, wie Schwäne, durch die rothe Fluth;
Leichte Stunden rannen ſchnell und ſchneller
An dem halberwachten Träumer hin,

Und die Gegend lag schon hell und heller,
Nur auch wüster, da vor meinem Sinn.

Forschend blickt' ich in die weiten Räume;
Aber bei dem zweifelhaften Licht
Sah ich itzt nur meine Träume!
Wahrheit selbst, die Wahrheit sah ich nicht!
O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als seine Nacht!
O des Lichtes, das den Glauben ärmer,
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!

Stolze Weisheit! durftest Du mir's rauben,
Das erhabne, stille Seelenglück?
Nimm, was du mir gabst; nur meinen Glauben,
Meine Hofnung nur gieb mir zurück,
Daß mein Haupt auf ihren Schooß sich neige,
Und dieß Herz, das schwere Seufzer trug,
Ihr die Narben von den Wunden zeige,
Welche mir das harte Leben schlug!

Wie geſchreckt von einem grauſen Fluche,
Der aus einem Himmel mich verſtieß,
Fahr' ich zitternd auf, und ſuche
Mein verlornes Paradies.

Friede war um mich. Durch Blumenſtellen
Wandelte mein unbefangner Schritt,
Wie ein Lenztag, der aus ſeinem hellen,
Sonnenrothen Morgenhimmel trit.

Hin, dahin iſt dieſe holde Jugend
Einer Zeit, die blühend mich umfing!
Stumm die Gegend, wo die ſtille Tugend
Einer hohen Seele ging!
Jedes Thal, voll Ruh und Abendröthe,
Mahnet mich an Hehra's Seelenflug,
Als ſie auf den Blick zum Himmel ſchlug,
Und der Geiſt, der ihr Gefühl erhöhte,
Meine Seel' auf Engelflügeln trug.
Mitten durch die finſtern Grabzypreſſen

Leuchtet jener Abend mich noch an,
Jener Sternenabend — unvergessen
Strahlt mich seine ernste Feier an.
Wie verherrlicht! wie empor gehoben!
Einer heiligen Entzückung gleich,
Rief sie aus: „Zum Wiedersehn dort oben
Sey gegrüßt, du stilles Geisterreich! — “
Zu dem Strahl, der ihr Gemüth besonnte,
Flog mit ihr auch meine Seel' empor.
Ach! die Zeit, als ich noch glauben konnte,
Sie ging unter, wie ein Meteor,
Das am ausgestorbnen Horizonte
Keinen Wiederaufgang feiern darf!
Zeig' am Leben mir die rothe Stelle,
Jenen Lichtblick, den die Morgenhelle
Einer andern Welt herüber warf!
Ja! wir dünken uns erhabne Götter,
In des Lebens Seligkeit vertieft;
Doch wie anders, wenn ein dunkles Wetter
Unsern innern Lichtstrag prüft!

Finſter ſchweigend liegt vor mir die Ferne.
Wie vom Sturm empor gejagt,
Richtet zwiſchen mir und meinem Sterne
Sich der Zweifel auf, und fragt:
„Seyn und Werden! ſeyd ihr Dunſtgebilde,
Die aus tiefer Nacht herüber wehn,
Und zerflatternd in dem Traumgefilde
Dunkler Phantaſieen untergehn? — “

Wenn ich ſinnend durch das Leben walle:
Dann erſcheint mir das Gebiet der Zeit,
Wie der Schauplatz einer Schattenhalle,
Wo die Täuſchung ihre Bilder reiht.

Traurig! traurig! ſeine Lauberhütten,
Wie an einen Abhang, in das Graun
Einer ewigen Zerſtörung, mitten
Unter Truggeſtalten hinzubaun!
Keinen Aufblick eines holden Strahles,
Der den Sinn des großen Bilderſaales

Der Natur enthüllte, je zu schaun!
Konnte Gott, der so den Menschen machte,
Daß er Wahrheit suche, konnt' er ihn
Doch verdammen, daß er hier verschmachte?
Ihm den Becher zeigen, und entziehn?

Gott! ein Gott! ach, irrend such' ich ihn! —
Draußen, in der blau gewölbten Halle
Seines Tempels, such' ich seine Spur;
Suche Hofnung, Trost und Ruh, und falle
Weinend in die Arme der Natur.
An die Sterne heften meine Klagen
Manches tiefe, seufzende Warum?
Keine Antwort spricht zu meinen Fragen;
Alles schweigt, die Mitternacht ist stumm.

Nächtlich einsam wandl' ich durch die Haide,
Wo mein Geist den weiten Raum durchschifft.

Wer enthüllt mir dieſe Sternenſchrift
An dem feierlichen Prachtgebäude?
Wer enthüllt die Flammeninſchrift mir
An der Kuppel dieſes großen Domes?
Waltet eines Gottes Finger hier?
Waltet er im Glanz des Weltenſtromes,
Und im Bach, der durch die Felſen hüpft?
Lebt ein Gott im Menſchen und im Wurme?
Hör' ich dort ihn in dem Donnerſturme?
Hier im Säuſeln, das durch Myrten ſchlüpft?

Sieh! am Himmel leuchten tauſend Kerzen
Einen ſtillen Geiſt zu Gott hinauf;
Aber blickſt du auf den Lebenslauf
Deiner Welt: dann ſchreien tauſend Schmerzen
An dem tiefzerrißnen Herzen
Eingeſungne Zweifel wieder auf.

Freundlich tritt die Sonn' auf ihre Wolke;
Doch den Wahn, der Menſchen noch bethört,

Der Natur enthüllte, je zu schaun!
Konnte Gott, der so den Menschen machte,
Daß er Wahrheit suche, konnt' er ihn
Doch verdammen, daß er hier verschmachte?
Ihm den Becher zeigen, und entziehn?

Gott! ein Gott! ach, irrend such' ich ihn! —
Draußen, in der blau gewölbten Halle
Seines Tempels, such' ich seine Spur;
Suche Hofnung, Trost und Ruh, und falle
Weinend in die Arme der Natur.
An die Sterne heften meine Klagen
Manches tiefe, seufzende Warum?
Keine Antwort spricht zu meinen Fragen;
Alles schweigt, die Mitternacht ist stumm.

Nächtlich einsam wandl' ich durch die Haide,
Wo mein Geist den weiten Raum durchschifft.

Wer enthüllt mir dieſe Sternenſchrift
An dem feierlichen Prachtgebäude?
Wer enthüllt die Flammeninſchrift mir
An der Kuppel dieſes großen Domes?
Waltet eines Gottes Finger hier?
Waltet er im Glanz des Weltenſtromes,
Und im Bach, der durch die Felſen hüpft?
Lebt ein Gott im Menſchen und im Wurme?
Hör' ich dort ihn in dem Donnerſturme?
Hier im Säuſeln, das durch Myrten ſchlüpft?

Sieh! am Himmel leuchten tauſend Kerzen
Einen ſtillen Geiſt zu Gott hinauf;
Aber blickſt du auf den Lebenslauf
Deiner Welt: dann ſchreien tauſend Schmerzen
An dem tiefzerrißnen Herzen
Eingeſungne Zweifel wieder auf.

Freundlich tritt die Sonn' auf ihre Wolke;
Doch den Wahn, der Menſchen noch bethört,

Strahlt sie nicht hinweg aus diesem Volke,
Welches ewig, ewig sich zerstört.
Sieh! da ziehn die wilden Blutvergeuder,
Mord in Händen, Mord im wilden Blick!
Ist ein Gott? ein Rächer? und die Schleuder
Seines Blitzes hält den Strahl zurück?
Elend seufzet dort in dunkler Kammer!
Laster stehen, wo die Tugend fällt!
Ist ein Gott? und so zerdrückt von Jammer
Die hinausgestoßne Welt?
In Zypressen hüllt ihr Haupt die Duldung,
Und die Tugend erntet Hohn und Spott!
Unschuld trägt die Strafe der Verschuldung!
Edle darben! und es ist ein Gott? —
Oder führt den großen Zug ein Blinder?
Waltet überall ein blindes Loos?
Sind die Welten ausgesetzte Kinder?
Fielen sie auf keinen Pflegeschooß? —
Aber sieh! es leuchtet, still und groß,
Hohe Weisheit auf an jeder Pflanze,

Von dem königlichen Zederkranze
Bis hinunter auf das niedre Moos. —

Dennoch, tief verhüllt und leise,
Schreitet eine finstre Macht daher,
Für das Ohngefähr zu weise,
Für die Weisheit zu sehr Ohngefähr.
Ja! das ist die Macht, die feindlich
Unsern schönsten Traum zerstören darf;
Die den Kranz zerreißt, den still und freundlich
Zarte Lieb' in unser Leben warf.
Stimmentöne ziehn um unsre Lauben,
Seufzend hier, dort jauchzend, ab und auf.
Eine Stimme ruft den Glauben,
Eine andre jagt den Zweifel auf.
„Sagt, wo wird dieß Streitgetön verhallen?“
Fragt des Dulders thränenvoller Blick.
„Wohnet dort in jenen Sonnenhallen
Ein versöhnendes Geschick?
Unter welcher neuen Frühlingskrönung

Wird die Liebe ihren Himmel weihn? —
Oder wird kein Fest der Weltversöhnung,
Und wird nirgend Recht und Friede seyn? — "

Ob ein Gott sey? ob er einst erfülle,
Was die Sehnsucht weinend sich verspricht?
Ob, vor irgend einem Weltgericht,
Sich dieß räthselhafte Seyn enthülle? —
Hoffen soll der Mensch! er frage nicht!

Die du so gern in heilgen Nächten feierst,
Und sanft und weich den Gram verschleierst,
Der eine zarte Seele quält,
O Hofnung! laß, durch dich empor gehoben,
Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel seine Thränen zählt!

Wenn, längst verhallt, geliebte Stimmen
schweigen;
Wenn unter ausgestorbnen Zweigen

Verödet die Erinnrung sitzt:
Dann nahe dich, wo dein Verlaßner trauert,
Und, von der Mitternacht umschauert,
Sich auf versunkne Urnen stützt.

Und blickt er auf, das Schicksal anzuklagen,
Wenn schuldend über seinen Tagen
Die letzten Strahlen untergehn:
Dann laß ihn, um den Rand des Erdentraumes,
Das Leuchten eines Wolkensaumes,
Von einer nahen Sonne, sehn! —

Aus den Blicken dieser Hofnung schimmert
Warmes Leben in den kalten Schooß
Eines Daseyns, dem ein hartes Loos
Jede Ruh und jeden Trost verkümmert.
Wenn sie aufgeht — o wie still und groß!
Wie ein Engel, still und groß erscheinend!

Was Tyrannen kalt und seelenlos
Vor sich niedertraten, neigt sich weinend,
Selig weinend hin auf ihren Schooß.

Süße Hofnung! unter Friedensharfen
Bildete sich dein Vergötterungstraum;
Kalte Todesstürm' und Zweifel warfen
Nachtgewölk in diesen lichten Raum.
Wankend irr' ich, wie in dunkler Höhle,
Die den Blick ins Freie mir beschränkt;
Und die Seele — — Doch was ist die Seele?
Weißt du, wie sie lebt, und wie sie denkt?
Weißt du, ob sie einst noch retten werde
Dieses Leben ihrer innern Welt,
Wenn um sie das Haus von Erde,
Wo sie wohnt, in Staub zerfällt?
Ihre Kraft, muß sie durch Schmerzen reifen,
Ohne je der Reife sich zu freun? —
Keine Antwort! Diese Fragen greifen
Finster in die Finsterniß hinein.

Nur ein ſchwermuthsvolles Mondgezitter
Wirft ihr durch's Gefängnißgitter
Einen matten, kranken Strahl herein.
Ach! ſie ſchaut hinaus, und draußen wanken
Die Geſtalten um ein weites Grab.
Blüten ſinken, Früchte fallen ab
Von den Zweigen, ſo die Höhl' umranken.

Trat ich hin an den Naturaltar,
Um darauf, als Opfer, zu verbluten?
Bringt das Leben ſeine zwei Minuten
Zitternd der Vernichtung dar?
Leer war meine Stelle, eh' ich war;
Iſt der Schritt zum Nichtſeyn nicht derſelbe,
Der der Schritt vom Nichtſeyn iſt?
Sieh! wir treten in dieß Prachtgewölbe,
Schaun hinauf, und ſcheiden unvermißt.
Frag das Leben! hat es mehr zu ſagen?
Schleicht dort nicht in abgeblühten Tagen

Die Vergangenheit, wie ein Gespenst?
Frage dich, ob du den Mann noch kennst,
Der, vom Glanze seiner Geistesgaben
Weggesunken, nun im Dunkel lebt?
Eh' der Rasen uns begräbt,
Hat uns schon die Zeit begraben.

O, Natur! an deinen Blutaltar
Trit die Zeit, und bringt den Stolz der Höhen,
Selbst der Tugend heilige Trophäen
Bringt sie dir, zu theuren Opfern, dar! —
Armes Daseyn, das, sich stolz erhebend,
Ueber seinen Raum hinüber lauscht,
Immer, hin nach Idealen strebend,
Mängel nur um andre Mängel tauscht!
Eingeweiht zum Lichtgenossen,
Fragt der Forscher, wo die Wahrheit wohnt;
Aber sieh! der Himmel ist verschlossen,

Wo die hehre Göttin thront.
Ach! wir spähn und ringen nur vergebens!
Nebelwüste starrt um unsre Bahn;
Und am finstern Eingang dieses Lebens
Harret schon auf uns der Wahn,
Der uns fort durch jede Krümme
Labyrinthischer Gewinde reißt!
Dennoch hat die Wildniß eine Stimme,
Die uns Seligkeit und Licht verheißt. —

Seligkeit! — aus welcher lichten Sphäre
Warfst du deinen Schatten uns herab?
Dunkel spiegelt er in jeder Zähre,
Die auf Freudentrümmer fällt, sich ab.
Reichre Fülle zündet tiefres Sehnen
In dem stürmevollen Busen an.
Sinkt verarmt, was dürftig hier begann:
Warum fodern unsre Thränen,
Was kein Gott gewähren kann?

Die Vergangenheit, wie ein Gespenst?
Frage dich, ob du den Mann noch kennst,
Der, vom Glanze seiner Geistesgaben
Weggesunken, nun im Dunkel lebt?
Eh' der Rasen uns begräbt,
Hat uns schon die Zeit begraben.

O, Natur! an deinen Blutaltar
Trit die Zeit, und bringt den Stolz der Höhen,
Selbst der Tugend heilige Trophäen
Bringt sie dir, zu theuren Opfern, dar! —
Armes Daseyn, das, sich stolz erhebend,
Ueber seinen Raum hinüber lauscht,
Immer, hin nach Idealen strebend,
Mängel nur um andre Mängel tauscht!
Eingeweiht zum Lichtgenossen,
Fragt der Forscher, wo die Wahrheit wohnt;
Aber sieh! der Himmel ist verschlossen,

Wo die hehre Göttin thront.
Ach! wir spähn und ringen nur vergebens!
Nebelwüste starrt um unsre Bahn;
Und am finstern Eingang dieses Lebens
Harret schon auf uns der Wahn,
Der uns fort durch jede Krümme
Labyrinthischer Gewinde reißt!
Dennoch hat die Wildniß eine Stimme,
Die uns Seligkeit und Licht verheißt. —

Seligkeit! — aus welcher lichten Sphäre
Warfst du deinen Schatten uns herab?
Dunkel spiegelt er in jeder Zähre,
Die auf Freudentrümmer fällt, sich ab.
Reichre Fülle zündet tiefres Sehnen
In dem stürmevollen Busen an.
Sinkt verarmt, was dürftig hier begann:
Warum fodern unsre Thränen,
Was kein Gott gewähren kann?

„Laß uns, spricht ein Weiser, laß hienieden,
Wenn wir das ersehnte Dort nicht schaun,
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun! — “
Einen Frieden mitten im Getümmel
Dieses wandelbaren Glücks?
Armes Herz! so baue deinen Himmel
In die Schranken eines Augenblicks! —
Möge sich der hohe Weise rühmen,
Diese Weisheit zu verstehn:
Sich den Weg zum Nichtseyn zu beblümen;
Ich kann nicht so glorreich untergehn.
Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann ist Tod, und nichts als Tod, um mich!
O dann steht das Thier auf seiner Stufe
Höher, seliger, als ich!

Fröhlich zirpt die Grille durch die Haide,
Fröhlich hat sie ein Mal ausgezirpt,

Wenn der Mensch mit jeder Freude,
Die dahin stirbt, ein Mal stirbt.

O, Zerstörung! welche Todeswunden
Drohn den feierlichsten Weihestunden!
In die Luft verkleidet sich der Schmerz.
Liebe! Lieb', um deine Rosentage
Flattert selig der bekränzte Scherz:
Dort sieh hin! am stummen Sarkophage
Weint und blutet ein verwaistes Herz! —
Lieb' und Freundschaft! müßt ihr so verschwinden
Im Gebiete, das ein Wurm verheert:
Und ihr dürft ein Engelreich verkünden,
Das die großen Opferungen ehrt?

Dieß Emporschaun von dem engen Thale,
Ist es Wahnsinn? ist's ein Flug im Traum? —
Und doch leuchtet's oft in diesem Raum,
Als ob Götterglanz vorüber strahle. —

„Laß uns, spricht ein Weiser, laß hienieden,
Wenn wir das ersehnte Dort nicht schaun,
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun! — “
Einen Frieden mitten im Getümmel
Dieses wandelbaren Glücks?
Armes Herz! so baue deinen Himmel
In die Schranken eines Augenblicks! —
Möge sich der hohe Weise rühmen,
Diese Weisheit zu verstehn:
Sich den Weg zum Nichtseyn zu beblümen;
Ich kann nicht so glorreich untergehn.
Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann ist Tod, und nichts als Tod, um mich!
O dann steht das Thier auf seiner Stufe
Höher, seliger, als ich!

Fröhlich zirpt die Grille durch die Haide,
Fröhlich hat sie ein Mal ausgezirpt,

Wenn der Mensch mit jeder Freude,
Die dahin stirbt, ein Mal stirbt.

O, Zerstörung! welche Todeswunden
Drohn den feierlichsten Weihestunden!
In die Luft verkleidet sich der Schmerz.
Liebe! Lieb', um deine Rosentage
Flattert selig der bekränzte Scherz:
Dort sieh hin! am stummen Sarkophage
Weint und blutet ein verwaistes Herz! —
Lieb' und Freundschaft! müßt ihr so verschwinden
Im Gebiete, das ein Wurm verheert:
Und ihr dürft ein Engelreich verkünden,
Das die großen Opferungen ehrt?

Dieß Emporschaun von dem engen Thale,
Ist es Wahnsinn? ist's ein Flug im Traum? —
Und doch leuchtet's oft in diesem Raum,
Als ob Götterglanz vorüber strahle. —

Was Tyrannen kalt und seelenlos
Vor sich niedertraten, neigt sich weinend,
Selig weinend hin auf ihren Schooß.

Süße Hofnung! unter Friedensharfen
Bildete sich dein Vergöttrungstraum;
Kalte Todesstürm' und Zweifel warfen
Nachtgewölk in diesen lichten Raum.
Wankend irr' ich, wie in dunkler Höhle,
Die den Blick ins Freie mir beschränkt;
Und die Seele — — Doch was ist die Seele?
Weißt du, wie sie lebt, und wie sie denkt?
Weißt du, ob sie einst noch retten werde
Dieses Leben ihrer innern Welt,
Wenn um sie das Haus von Erde,
Wo sie wohnt, in Staub zerfällt?
Ihre Kraft, muß sie durch Schmerzen reifen,
Ohne je der Reife sich zu freun? —
Keine Antwort! Diese Fragen greifen
Finster in die Finsterniß hinein.

Nur ein schwermuthvolles Mondgezitter
Wirft ihr durch's Gefängnißgitter
Einen matten, kranken Strahl herein.
Ach! sie schaut hinaus, und draußen wanken
Die Gestalten um ein weites Grab.
Blüten sinken, Früchte fallen ab
Von den Zweigen, so die Höhl' umranken.

Trat ich hin an den Naturaltar,
Um darauf, als Opfer, zu verbluten?
Bringt das Leben seine zwei Minuten
Zitternd der Vernichtung dar?
Leer war meine Stelle, eh' ich war;
Ist der Schritt zum Nichtseyn nicht derselbe,
Der der Schritt vom Nichtseyn ist?
Sieh! wir treten in dieß Prachtgewölbe,
Schaun hinauf, und scheiden unvermißt.
Frag das Leben! hat es mehr zu sagen?
Schleicht dort nicht in abgeblühten Tagen

Die Vergangenheit, wie ein Gespenst?
Frage dich, ob du den Mann noch kennst,
Der, vom Glanze seiner Geistesgaben
Weggesunken, nun im Dunkel lebt?
Eh' der Rasen uns begräbt,
Hat uns schon die Zeit begraben.

O, Natur! an deinen Blutaltar
Trit die Zeit, und bringt den Stolz der Höhen,
Selbst der Tugend heilige Trophäen
Bringt sie dir, zu theuren Opfern, dar! —
Armes Daseyn, das, sich stolz erhebend,
Ueber seinen Raum hinüber lauscht,
Immer, hin nach Idealen strebend,
Mängel nur um andre Mängel tauscht!
Eingeweiht zum Lichtgenossen,
Fragt der Forscher, wo die Wahrheit wohnt;
Aber sieh! der Himmel ist verschlossen,

Wo die hehre Göttin thront.
Ach! wir spähn und ringen nur vergebens!
Nebelwüste starrt um unsre Bahn;
Und am finstern Eingang dieses Lebens
Harret schon auf uns der Wahn,
Der uns fort durch jede Krümme
Labyrinthischer Gewinde reißt!
Dennoch hat die Wildniß eine Stimme,
Die uns Seligkeit und Licht verheißt. —

Seligkeit! — aus welcher lichten Sphäre
Warfst du deinen Schatten uns herab?
Dunkel spiegelt er in jeder Zähre,
Die auf Freudentrümmer fällt, sich ab.
Reichre Fülle zündet tiefres Sehnen
In dem stürmevollen Busen an.
Sinkt verarmt, was dürftig hier begann:
Warum fodern unsre Thränen,
Was kein Gott gewähren kann?

„Laß uns, spricht ein Weiser, laß hienieden,
Wenn wir das ersehnte Dort nicht schaun,
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun! — “
Einen Frieden mitten im Getümmel
Dieses wandelbaren Glücks?
Armes Herz! so baue deinen Himmel
In die Schranken eines Augenblicks! —
Möge sich der hohe Weise rühmen,
Diese Weisheit zu verstehn:
Sich den Weg zum Nichtseyn zu beblümen;
Ich kann nicht so glorreich untergehn.
Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann ist Tod, und nichts als Tod, um mich!
O dann steht das Thier auf seiner Stufe
Höher, seliger, als ich!

Fröhlich zirpt die Grille durch die Haide,
Fröhlich hat sie ein Mal ausgezirpt,

Wenn der Mensch mit jeder Freude,
Die dahin stirbt, ein Mal stirbt.

O, Zerstörung! welche Todeswunden
Drohn den feierlichsten Weihestunden!
In die Luft verkleidet sich der Schmerz.
Liebe! Lieb', um deine Rosentage
Flattert selig der bekränzte Scherz:
Dort sieh hin! am stummen Sarkophage
Weint und blutet ein verwaistes Herz! —
Lieb' und Freundschaft! müßt ihr so verschwinden
Im Gebiete, das ein Wurm verheert:
Und ihr dürft ein Engelreich verkünden,
Das die großen Opferungen ehrt?

Dieß Emporschaun von dem engen Thale,
Ist es Wahnsinn? ist's ein Flug im Traum? —
Und doch leuchtet's oft in diesem Raum,
Als ob Götterglanz vorüber strahle. —

O, der edle, hohe Tugendsinn!
Wird er nie Vollendungskronen tragen?
Geißeln uns so zwecklos hundert Plagen
Durch's Gewühl des Lebens hin?
Eines Lebens, das wir nicht begreifen,
Wenn es darum nicht der Zeit entquoll,
Um an einer Ewigkeit zu reifen.
Welch ein Leben! Weißt du, was es soll?
Sieh es an! kein Fiebertraum ist bunter;
Weise fallen, die ein Narr begräbt;
Hehra's Seelenlicht ging unter,
Und der düstre Wahnsinn lebt!
Schau! hier sinkt der Kindheit frische Jugend,
Dort des Alters graue Kindheit hin!
Frag das Laster, frag die Tugend!
Hat das Leben einen Sinn?
Ist der Lichttag göttlicher Aurele,
Tief zur Nacht hinab zu sinken, werth?

Wird die Nacht in der Tyrannenseele
Nie zum heitern Lichttag aufgeklärt?
Horchend tret' ich an die dunkle Pforte,
Wo die trauernden Zypressen wehn;
Murmeln hör' ich dumpfe, düstre Worte:
„Blühen, wachsen, welken und vergehn! —“

Wag' es nicht, das Haupt empor zu heben!
Vor dir steht er, des Vernichters Thron;
Und zum Menschen tritt das kalte Leben,
Spricht: „Ich bin das Elend; du mein Sohn! —“
Ja, der Lufthauch, der den Halm umfächelt,
Hob das Röcheln einer Brust empor;
Und der Thau, worin die Rose lächelt,
Drang, als Scheidethrän', ein Mal hervor!
Was erringt die junge Kraft des Strebens?
In dem zarten Pulse klopft und dringt

Die Vergangenheit, wie ein Gespenst?
Frage dich, ob du den Mann noch kennst,
Der, vom Glanze seiner Geistesgaben
Weggesunken, nun im Dunkel lebt?
Eh' der Rasen uns begräbt,
Hat uns schon die Zeit begraben.

O, Natur! an deinen Blutaltar
Trit die Zeit, und bringt den Stolz der Höhen,
Selbst der Tugend heilige Trophäen
Bringt sie dir, zu theuren Opfern, dar! —
Armes Daseyn, das, sich stolz erhebend,
Ueber seinen Raum hinüber lauscht,
Immer, hin nach Idealen strebend,
Mängel nur um andre Mängel tauscht!
Eingeweiht zum Lichtgenossen,
Fragt der Forscher, wo die Wahrheit wohnt;
Aber sieh! der Himmel ist verschlossen,

Wo die hehre Göttin thront.
Ach! wir spähn und ringen nur vergebens!
Nebelwüste starrt um unsre Bahn;
Und am finstern Eingang dieses Lebens
Harret schon auf uns der Wahn,
Der uns fort durch jede Krümme
Labyrinthischer Gewinde reißt!
Dennoch hat die Wildniß eine Stimme,
Die uns Seligkeit und Licht verheißt. —

Seligkeit! — aus welcher lichten Sphäre
Warfst du deinen Schatten uns herab?
Dunkel spiegelt er in jeder Zähre,
Die auf Freudentrümmer fällt, sich ab.
Reichre Fülle zündet tiefres Sehnen
In dem stürmevollen Busen an.
Sinkt verarmt, was dürftig hier begann:
Warum fodern unsre Thränen,
Was kein Gott gewähren kann?

„Laß uns, spricht ein Weiser, laß hienieden,
Wenn wir das ersehnte Dort nicht schaun,
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun! — “
Einen Frieden mitten im Getümmel
Dieses wandelbaren Glücks?
Armes Herz! so baue deinen Himmel
In die Schranken eines Augenblicks! —
Möge sich der hohe Weise rühmen,
Diese Weisheit zu verstehn:
Sich den Weg zum Nichtseyn zu beblümen;
Ich kann nicht so glorreich untergehn.
Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann ist Tod, und nichts als Tod, um mich!
O dann steht das Thier auf seiner Stufe
Höher, seliger, als ich!

Fröhlich zirpt die Grille durch die Haide,
Fröhlich hat sie ein Mal ausgezirpt,

Wenn der Mensch mit jeder Freude,
Die dahin stirbt, ein Mal stirbt.

O, Zerstörung! welche Todeswunden
Drohn den feierlichsten Weihestunden!
In die Lust verkleidet sich der Schmerz.
Liebe! Lieb', um deine Rosentage
Flattert selig der bekränzte Scherz:
Dort sieh hin! am stummen Sarkophage
Weint und blutet ein verwaistes Herz! —
Lieb' und Freundschaft! müßt ihr so verschwinden
Im Gebiete, das ein Wurm verheert:
Und ihr dürft ein Engelreich verkünden,
Das die großen Opferungen ehrt?

Dieß Emporschaun von dem engen Thale,
Ist es Wahnsinn? ist's ein Flug im Traum? —
Und doch leuchtet's oft in diesem Raum,
Als ob Götterglanz vorüber strahle. —

O, der edle, hohe Tugendsinn!
Wird er nie Vollendungskronen tragen?
Geißeln uns so zwecklos hundert Plagen
Durch's Gewühl des Lebens hin?
Eines Lebens, das wir nicht begreifen,
Wenn es darum nicht der Zeit entquoll,
Um an einer Ewigkeit zu reifen.
Welch ein Leben! Weißt du, was es soll?
Sieh es an! kein Fiebertraum ist bunter;
Weise fallen, die ein Narr begräbt;
Hehra's Seelenlicht ging unter,
Und der düstre Wahnsinn lebt!
Schau! hier sinkt der Kindheit frische Jugend,
Dort des Alters graue Kindheit hin!
Frag das Laster, frag die Tugend!
Hat das Leben einen Sinn?
Ist der Lichttag göttlicher Aurele,
Tief zur Nacht hinab zu sinken, werth?

Wird die Nacht in der Tyrannenseele
Nie zum heitern Lichttag aufgeklärt?
Horchend tret' ich an die dunkle Pforte,
Wo die trauernden Zypressen wehn;
Murmeln hör' ich dumpfe, düstre Worte:
„Blühen, wachsen, welken und vergehn! —“

Wag' es nicht, das Haupt empor zu heben!
Vor dir steht er, des Vernichters Thron;
Und zum Menschen tritt das kalte Leben,
Spricht: „Ich bin das Elend; du mein Sohn! —“
Ja, der Lufthauch, der den Halm umfächelt,
Hob das Röcheln einer Brust empor;
Und der Thau, worin die Rose lächelt,
Drang, als Scheidethrän', ein Mal hervor!
Was erringt die junge Kraft des Strebens?
In dem zarten Pulse klopft und dringt

Ein Zerstörer an die Thür des Lebens,
Bis der Einbruch, den er droht, gelingt.

Sagt, verborgne Mächte! warum wüthen
So viel Stürme nieder unsre Blüten?
Warum fällt der Mensch nicht unbedroht?
Wird ihm nichts den finstern Gang vergüten?
Warum fühlt denn Er nur seinen Tod?
Sprecht! hat die Natur des Todes Schrecken
Darum in dieß Daseyn hingestellt,
Um den Erdentraum hinauf zu wecken
Zu der Feier einer Götterwelt?
Sagt! was giebt der Tugend Muth, zu handeln,
Kraft, sich auf zu kämpfen, wenn sie sinkt,
Und getrost den Klippenweg zu wandeln:
Wenn da drüben keine Krone winkt?

Wird die kalte Weisheit Fluten hemmen,
Die der Sturm auf wilden Flügeln trägt?

Diese Welle, die das Ufer schlägt,
Wird, Trotz ihr, das Ufer niederschwemmen.
Mächtig dränget uns durch Lust und Schmerz
Die Natur, von That zu That, hinüber.
Gieb dem Herzen eine andre Fiber:
Und es ist nicht mehr dieß Herz;
Und es knüpfen andre Folgenreihen
Sich an andre Thatenreihen an.
Wenig von dem Mann, den wir verzeihen,
Oder den wir richten, ist der Mann.
Nur ein Funken Lebensfeuer minder
In Piedro's flammenreichem Blut:
Und er wurde nicht der grause Sünder,
Und Vanina nicht ein Raub der Wuth.
Mit dem Rachedurst der Eumeniden,
Der sich flammend durch sein Herz ergoß,
Mußt' er's rächen, daß die Gattin Frieden
Mit des Vaterlandes Mördern schloß;
Mußte — denn er höret vor dem Grimme,
Der ihn aufstürmt, keine süße Pflicht,

Ein Zerstörer an die Thür des Lebens,
Bis der Einbruch, den er droht, gelingt.

Sagt, verborgne Mächte! warum wüthen
So viel Stürme nieder unsre Blüten?
Warum fällt der Mensch nicht unbedroht?
Wird ihm nichts den finstern Gang vergüten?
Warum fühlt denn Er nur seinen Tod?
Sprecht! hat die Natur des Todes Schrecken
Darum in dieß Daseyn hingestellt,
Um den Erdentraum hinauf zu wecken
Zu der Feier einer Götterwelt?
Sagt! was giebt der Tugend Muth, zu handeln,
Kraft, sich auf zu kämpfen, wenn sie sinkt,
Und getrost den Klippenweg zu wandeln:
Wenn da drüben keine Krone winkt?

Wird die kalte Weisheit Fluten hemmen,
Die der Sturm auf wilden Flügeln trägt?

Diese Welle, die das Ufer schlägt,
Wird, Trotz ihr, das Ufer niederschwemmen.
Mächtig dränget uns durch Lust und Schmerz
Die Natur, von That zu That, hinüber.
Gieb dem Herzen eine andre Fiber:
Und es ist nicht mehr dieß Herz;
Und es knüpfen andre Folgenreihen
Sich an andre Thatenreihen an.
Wenig von dem Mann, den wir verzeihen,
Oder den wir richten, ist der Mann.
Nur ein Funken Lebensfeuer minder
In Piedro's flammenreichem Blut:
Und er wurde nicht der grause Sünder,
Und Vanina nicht ein Raub der Wuth.
Mit dem Rachedurst der Eumeniden,
Der sich flammend durch sein Herz ergoß,
Mußt' er's rächen, daß die Gattin Frieden
Mit des Vaterlandes Mördern schloß;
Mußte — denn er höret vor dem Grimme,
Der ihn aufstürmt, keine süße Pflicht,

Höret nicht der Unschuld sanfte Stimme,
Hört den Schrei der zarten Kinder nicht!

Welch ein Widerstreit der Kräfte,
Der den Willen hier und dorthin reißt!
Ist es Ebb' und Fluth der Nervensäfte?
Ist es Körper oder Geist?
Ist der Mensch an's große Rad gekettet,
Das sich ewig um sich selber kreis't:
Was ist unsre Tugend dann? was rettet
Dann die Freiheit unserm Geist?
Tugend! Tugend! deine Kränze pflegend,
Feiert dich das stille Herz so gern;
Aber hin durch diese heitre Gegend
Zieht das Schicksal, wie ein Nebelstern,
Dürfen wir von Freiheit träumen?
Fühlen wir bei jedem Schritte nicht
Unsre Ketten und ihr Lastgewicht?
Heilge Stellen selber mußt du räumen,
Wenn gebieterisch das Schicksal spricht.

Mögen wir dem Doppelzwang entfliehen?
Wir sind Kinder der Natur
Und des Schicksals. Ihren Phantasieen
Hingegebne Kinder sind wir nur.
Sturm von außen, Sturm von innen
Reißt den Menschen aus dem Schooß
Seiner Ruh; und frevelndes Beginnen
Ist nicht Schuld, es ist sein Loos;
Ist der Geist, der — unbekümmert,
Ob das Gute endlich siegt,
Oder ob's ein Rasender zertrümmert —
Durch das weite Leben fliegt.

Rauschen hört der Mensch die dunkle Schwinge,
Die den Ozean der Welt bewegt,
Felsen hebt und Felsen niederschlägt.
Stürmend reißt ihn fort die Fluth der Dinge!
Weiß er, wie? wohin die Fluth ihn trägt?
Ihre Welleneile jagt den Weisern,

Ein Zerstörer an die Thür des Lebens,
Bis der Einbruch, den er droht, gelingt.

Sagt, verborgne Mächte! warum wüthen
So viel Stürme nieder unsre Blüten?
Warum fällt der Mensch nicht unbedroht?
Wird ihm nichts den finstern Gang vergüten?
Warum fühlt denn Er nur seinen Tod?
Sprecht! hat die Natur des Todes Schrecken
Darum in dieß Daseyn hingestellt,
Um den Erdentraum hinauf zu wecken
Zu der Feier einer Götterwelt?
Sagt! was giebt der Tugend Muth, zu handeln,
Kraft, sich auf zu kämpfen, wenn sie sinkt,
Und getrost den Klippenweg zu wandeln:
Wenn da drüben keine Krone winkt?

Wird die kalte Weisheit Fluten hemmen,
Die der Sturm auf wilden Flügeln trägt?

Diese Welle, die das Ufer schlägt,
Wird, Trotz ihr, das Ufer niederschwemmen.
Mächtig dränget uns durch Lust und Schmerz
Die Natur, von That zu That, hinüber.
Gieb dem Herzen eine andre Fiber:
Und es ist nicht mehr dieß Herz;
Und es knüpfen andre Folgenreihen
Sich an andre Thatenreihen an.
Wenig von dem Mann, den wir verzeihen,
Oder den wir richten, ist der Mann.
Nur ein Funken Lebensfeuer minder
In Piedro's flammenreichem Blut:
Und er wurde nicht der grause Sünder,
Und Vanina nicht ein Raub der Wuth.
Mit dem Rachedurst der Eumeniden,
Der sich flammend durch sein Herz ergoß,
Mußt' er's rächen, daß die Gattin Frieden
Mit des Vaterlandes Mördern schloß;
Mußte — denn er höret vor dem Grimme,
Der ihn aufstürmt, keine süße Pflicht,

Höret nicht der Unschuld sanfte Stimme,
Hört den Schrei der zarten Kinder nicht!

Welch ein Widerstreit der Kräfte,
Der den Willen hier und dorthin reißt!
Ist es Ebb' und Fluth der Nervensäfte?
Ist es Körper oder Geist?
Ist der Mensch an's große Rad gekettet,
Das sich ewig um sich selber kreis't:
Was ist unsre Tugend dann? was rettet
Dann die Freiheit unserm Geist?
Tugend! Tugend! deine Kränze pflegend,
Feiert dich das stille Herz so gern;
Aber hin durch diese heitre Gegend
Zieht das Schicksal, wie ein Nebelstern,
Dürfen wir von Freiheit träumen?
Fühlen wir bei jedem Schritte nicht
Unsre Ketten und ihr Lastgewicht?
Heilge Stellen selber mußt du räumen,
Wenn gebieterisch das Schicksal spricht.

Mögen wir dem Doppelzwang entfliehen?
Wir sind Kinder der Natur
Und des Schicksals. Ihren Phantasieen
Hingegebne Kinder sind wir nur.
Sturm von außen, Sturm von innen
Reißt den Menschen aus dem Schooß
Seiner Ruh; und frevelndes Beginnen
Ist nicht Schuld, es ist sein Loos;
Ist der Geist, der — unbekümmert,
Ob das Gute endlich siegt,
Oder ob's ein Rasender zertrümmert —
Durch das weite Leben fliegt.

Rauschen hört der Mensch die dunkle Schwinge,
Die den Ozean der Welt bewegt,
Felsen hebt und Felsen niederschlägt.
Stürmend reißt ihn fort die Fluth der Dinge!
Weiß er, wie? wohin die Fluth ihn trägt?
Ihre Welleneile jagt den Weisern,

Wie den Thoren, hin durch Schmerz und Luſt.
Hart und drückend, kalt und eiſern
Liegt des Schickſals Hand auf unſrer Bruſt.

Tugend! Tugend! doch ſoll ich dich feiern!
Eine laſſe Stimm' im Herzen, ſpricht's.
Ach! wer mag das Räthſel mir entſchleiern,
Daß der Menſch hier alles wird und nichts?

Sieh! da ſteh' ich nun und wanke,
Gleich dem Wandrer, auf beſchneiter Bahn;
Und in einem wüſten Ozean
Rudert, ohne Kompas, mein Gedanke,
Ohne je dem Ufer ſich zu nahn;
Und kein Pharus wirft auf ſo viel Syrten,
So viel Klippen ein willkommnes Licht.
Ach! kein Pharus leuchtet zu den Myrten,
Wo die Freiheit ihre Kränze flicht.

Tugend! Tugend! doch soll ich dich feiern!
Ist's ein Gott, der, hinter dunkeln Schleiern,
Wunderbar zu meinem Herzen spricht?
Brannt' ein Gott dieß Feuer ungestillter,
Heißer Sehnsucht tief in's Leben ein?
Werd' ich einst, du heiliger Verhüllter,
Werd' ich freier und dir näher seyn? —

Heilge Nacht! du führest deine Globen
Still und friedlich durch den Himmelsraum.
Wohnet Licht und Friede nur dort oben?
Ist hienieden alles Traum?

Traumgestalten gleich, dahin geschwunden
Sind, im wilden Kampfe des Gewühls,
Die erhabnen, großen Weihestunden
Unsers zartesten Gefühls.

Hat der edle Sieger welke Kränze,
Hat er Todtenkränze nur gepflegt,
Die er, schwindend, an der öden Gränze
Dieses Lebens nieder legt?

Ruhe, dich! dich such' ich, holder Friede!
Suche dein Gestirn am Himmel auf;
Tief im Dunkel, tief verirrt und müde,
Schließt dein Pilger seinen Lauf.

Zweiter Gesang.

Inhalt.

Vorüber fliegend sind die Gestalten der Zeitlichkeit; und ihr fodern wir das Geheimniß der Ewigkeit ab. Wir forschen nach Wahrheit, und erforschen sie nicht. Wir sind dem Irrthum unterworfen, und hierin beruht unser Menschenrang. Die Bestimmung des Menschen ist: die Tiefe der Fäule zu ahnen. V. 1 —31. Jede Stufe seines Daseyns hat ihren beseligenden Gesichtskreis; wenn er eine solche Stufe überspränge, so würde er verlieren. V. 32—46. Der Wunsch, die Wahrheit zu umfassen, hebt sich, bei näherer Prüfung, von selbst auf. Wie hoch wir immer hinauf treten: auch höhere Geister erschöpfen die Fäule der Erkenntniß nicht. Erschöpfung ist wahre Vernichtung. V. 47—75. Das Gebiet der Wahrheit ist unendlich; die Beherrschung desselben muß einem unendlichen Geiste zukommen. Es ist ein Gott. V. 76—85. Das Heer von Uebeln, die den Menschen verfolgen, machen das Daseyn Gottes zweifelhaft. Wir schauen umher im Gebiete der Erfahrung, und finden keine Beruhigung. V. 86—121. Gleichwohl bringt sich uns das Bedürfniß des Glaubens an ein höchstes Wesen auf. Es ist

1. die Tugend, die uns nöthigt, einen Gott zu glauben. Dieß Bedürfniß offenbart unbesieglich in der Stimme des Gewissens seine Kraft.

V. 122—152; es kündet sich in dem Gefühle an, wenn uns der Kampf der Tugend bekümmert, und wenn ihr Sieg uns entzückt; es ist dasselbe Bedürfniß, welches im Aberglauben dunkel sich regt. Der Glaube an Gott ist es, der dem alten ägyptischen Priesterthume zum Grunde liegt, und sich in einem sonnendienstlichen Hymnus ausspricht. V. 153—194. Ohne diesen Glauben — welche Ansicht des Lebens! welches Geschenk die Vernunft! Warum empört es uns, die Tugend leiden zu sehen? Dürfen wir von dem Zufalle Gerechtigkeit erwarten? V. 195—222. Von der Naturwelt kann die Anerkennung dessen, was recht ist, nicht gefodert werden: wohin soll nun die Vernunft sich wenden mit den geheiligten Ansprüchen der Tugend, welche sie nicht aufgeben kann? Von einem Gotte ist die Herstellung der, in der Naturwelt vermißten, Gerechtigkeit zu erwarten. Nur unter dieser Voraussetzung, die sich uns unwiderstehlich aufdringt, sind die Leiden der Tugend als ihr Triumph anzusehen; und jede Ansicht des Lebens heitert sich auf. V. 223—248. Es ist eine Geisterwelt, in der das Würdige seinen Rang behauptet; in dieser muß ein vollendeter Zusammenhang zwischen Glückseligkeit und geistiger Vollkommenheit Statt finden. Kein endliches Wesen erreicht je die vollendete Wirklichkeit dieses Zusammenhanges. Es ist ein Gott! Dieß ruft uns das Gewissen zu. V. 249—260. Mit diesem Rufe zusammenstimmend, bezeuget das Dasenn Gottes

2. die Natur, V. 270—306., besonders in der Ansicht des gestirnten Himmels, V. 307—429. Ohne den Glauben an Gott geräth die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch, und die Erscheinungen der Natur sind leere Träume. Selbst höhere Geister, eben weil sie nicht der höchste Geist, weil sie nicht Gott seyn können, umfassen diesen Glauben. V. 430—481. Hymnus, V. 482—497.

Zweiter Gesang.

Gott.

Laß untergehn die wandelnden Gestalten,
Die bunt und irrend durch einander ziehn!
Am innern Leben, Freund, laß sich die Hoffnung halten!
Wir bleiben, die Gestalten fliehn.
Doch sprich, warum beschwören unsre Klagen
Den eilenden Vorüberflug der Zeit,
Vor uns zu stehn und uns zu sagen
Den Inhalt einer Ewigkeit?

In's Heiligthum zu schaun, in's Heiligthum
der Klarheit:
Der Reiz umzaubert uns; allein,
Die Wahrheit darf den Durst nach Wahrheit
Nicht löschen, ihn nicht tödten; nein,
Entflammen soll sie tief in uns den Geist
des Strebens,
Und auf dem Ozean des klippenvollen Lebens
Der ferne Lichtblick eines Pharus seyn.

In labyrinthischen Gewirren
Schwankt ungewiß der Mensch dahin:
Und dieß, dieß ist sein Rang; nur er, der
diesen Sinn
Für Recht und Licht empfing, der hohe Mensch
kann irren.
Wie aber darf die Blum' im Kranz,
Wie darf sie selbst der Kranz seyn wollen?
Genug, auch sie gehöret zu dem Kranz,

In welchem Sonnenstaub und Sonne-fluthend rollen,
Von einer Kraft erfüllt, die durch das Ganze webt.
Hoch trägt den Menschen diese Wesenfülle,
Um die der Geist der feierlichen Stille,
Wie eine dunkle Weihung, schwebt.

Dank der verborgnen Hand, der unsre Tag' entquillen,
Daß sie das Licht von fern uns ahnen ließ!
Nicht der Besitz, nur das Enthüllen,
Das leise Finden nur ist süß.

Vom Nebelthal hinauf zur reinern Sonnenhelle
Führt uns ein Zwang, der jede Lebensstelle
Mit ihrem eignen Himmel ziert.
Gewönn' ein Herz, das eine solche Sphäre,

V. 122—152; es kündet sich in dem Gefühle an, wenn uns der Kampf der Tugend bekümmert, und wenn ihr Sieg uns entzückt; es ist dasselbe Bedürfniß, welches im Aberglauben dunkel sich regt. Der Glaube an Gott ist es, der dem alten ägyptischen Priesterthume zum Grunde liegt, und sich in einem sonnendienstlichen Hymnus ausspricht. V. 153—194. Ohne diesen Glauben — welche Ansicht des Lebens! welches Geschenk die Vernunft! Warum empört es uns, die Tugend leiden zu sehen? Dürfen wir von dem Zufalle Gerechtigkeit erwarten? V. 195—222. Von der Naturwelt kann die Anerkennung dessen, was recht ist, nicht gefodert werden: wohin soll nun die Vernunft sich wenden mit den geheiligten Aussprüchen der Tugend, welche sie nicht aufgeben kann? Von einem Gotte ist die Herstellung der, in der Naturwelt vermißten, Gerechtigkeit zu erwarten. Nur unter dieser Voraussetzung, die sich uns unwiderstehlich aufdringt, sind die Leiden der Tugend als ihr Triumph anzusehen; und jede Aussicht des Lebens heitert sich auf. V. 223—248. Es ist eine Geisterwelt, in der das Würdige seinen Rang behauptet; in dieser muß ein vollendeter Zusammenhang zwischen Glückseligkeit und geistiger Vollkommenheit Statt finden. Kein endliches Wesen erreicht je die vollendete Wirklichkeit dieses Zusammenhanges. Es ist ein Gott! Dieß ruft uns das Gewissen zu. V. 249—269. Mit diesem Rufe zusammenstimmend, bezeuget das Dasein Gottes

2. die Natur, V. 270—306., besonders in der Ansicht des gestirnten Himmels, V. 307—429. Ohne den Glauben an Gott geräth die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch, und die Erscheinungen der Natur sind leere Träume. Selbst höhere Geister, eben weil sie nicht der höchste Geist, weil sie nicht Gott seyn können, umfassen diesen Glauben. V. 430—481. Hymnus, V. 482—497.

Zweiter Gesang.

Gott.

Laß untergehn die wandelnden Gestalten,
Die bunt und irrend durch einander ziehn!
Am innern Leben, Freund, laß sich die Hoffnung halten!
Wir bleiben, die Gestalten fliehn.
Doch sprich, warum beschwören unsre Klagen
Den eilenden Vorüberflug der Zeit,
Vor uns zu stehn und aus zu sagen
Den Inhalt einer Ewigkeit?

In's Heiligthum zu ſchaun, in's Heiligthum
der Klarheit:
Der Reiz umzaubert uns; allein
Die Wahrheit darf den Durſt nach Wahrheit
Nicht löſchen, ihn nicht tödten; nein,
Entflammen ſoll ſie tief in uns den Geiſt
des Strebens,
Und auf dem Ozean des klippenvollen Lebens
Der ferne Lichtblick eines Pharus ſeyn.

In labyrinthiſchen Gewirren
Schwankt ungewiß der Menſch dahin:
Und dieß, dieß iſt ſein Rang; nur er, der diesen Sinn
Für Recht und Licht empfing, der hohe Menſch
kann irren.
Wie aber darf die Blum' im Kranz,
Wie darf ſie ſelbſt der Kranz ſeyn wollen?
Genug, auch ſie gehöret zu dem Glanz,

In welchem Sonnenstaub und Sonne-fluthend rollen,
Von einer Kraft erfüllt, die durch das Ganze webt.
Hoch trägt den Menschen diese Wesenfülle,
Um die der Geist der feierlichen Stille,
Wie eine dunkle Ahndung, schwebt.

Dank der verborgnen Hand, der unsre Tag' entquillen,
Daß sie das Licht von fern uns ahnen ließ!
Nicht der Besitz, nur das Enthüllen,
Das leise Finden nur ist süß.

Vom Nebelthal hinauf zur reinern Sonnenhelle
Führt uns ein Zwang, der jede Lebensstelle
Mit ihrem eignen Himmel füllt.
Gewönn' ein Herz, das eine solche Sphäre,

Solch einen Himmelsraum verlöre,
Wohin der Stufengang, von Seyn zu Seyn,
uns führt?

Es sey, daß du ein Mal durch jene Sonnenräume
Zur Welt des Sirius hinüber flogst:
Dann schliefe, was du hier erzogst,
Dann schliefe noch, verhüllt im Keime,
Der Gartenhain, voll Blumenphantasie,
Voll stiller, süßer Laubenkühle;
Und — was nur dieser Sinnenkreis verlieh —
Die ganze kleine Welt, voll lieblicher Gefühle,
Sie wäre nicht, und würde nie.

Und wie, wenn dir die Wahrheit es vergönnte,
Daß ihren vollen Kreis dein Blick umfassen
könnte:
Was würd' es um die Wahrheit seyn?

Verdients sie das Glutgelober
Des hochentflammten Wunsches? Nein!
Sie ganz zu fassen, müßt' ihr Umfang kleiner — oder
Du, Mensch, du müßtest größer seyn.
Und dieß, dieß foderst du; allein
Wie groß? das ist die schwere Frage. —
„Hinauf! hinauf zu eines Engels Glanz!“ —
Auch dahin folgt dir deine Klage;
Kein Engel faßt die Wahrheit ganz;
Er strebt, wie du, der tiefen Fülle näher,
Und ahnet immer nur von fern den Sonnenthron.
Die Wahrheit weiß von keinem Lieblingssohne.
Auch du bist ihr geliebter Späher,
Und was du wünschest, hast du schon;
Hast einen dunkeln Tag, voll Bürgschaft hellerer Tage;
Die spricht ein holdes Wort zur Wehmuth deiner Klage;

Nur diese Bürgschaft macht das Leben lebenswerth;
Sie schmiegt sich an die Ruh des stillen Tugendkreises,
Der, tief in seinem Schooß, ein tiefes
Vollendungsehnen heilig nährt.

Schau hin! dort liegt das All, wie eine reiche Dichtung.
Vollendung nirgend, reges Wandeln nur
Durch die, mit Welten übersäte, Flur.
Vollendung unsers Seyns, was wäre sie? Vernichtung!
Sich selbst erschöpft erschöpfender Genuß?
Vom Tode rettet ihn auch nicht der Ueberfluß.

So flögst du dann umsonst von einer Sonnenwende
Bis zu der andern, vom Nadir

Bis zum Zenith hinauf. O Freund, dein
Auge fände
Nur immer größer das Gewirr,
Und immer weiter hin und weiter hin das Ende, so
Jedoch das Lösungswort des großen Räths
seits nie!
Wer mag das große Buch des Weltenmanns
entsiegeln?
Wo löst sich auf die volle Harmonie? —
In Einem höchsten Schaum muß sich die
Wahrheit spiegeln;
Die Ewigkeit ist dieß Schaum, die Wahrheit
selbst ist sie! —

„Es ist kein Gott!“ — Mit tausend Uebeln
ringend,
Stürzt der gequälte Mensch in's öde Nichts
hinaus.
Und schweigend singt die Zeit, sich auf und
nieder schwingend,

Hin über ein weit aufgewühltes Grab!
„Es ist kein Gott!“ — so schrein aus dumpfen Hallen
Des Jammers Klagen auf, und schallen
Durch das Gewölbe der Natur. —
Es tönt mir nach von der verheerten Flur!
Da zog das Unheil hin um eingestürzte Hütten;
Und durch das Leben ging der große Menchelmord.
Allgegenwärtig hier und dort,
Flog eine Furie, Werderben aus zu schütten.
Das Heiligste verhöhnte wilder Spott. —
O Harmonie der Welten! ist ein Gott?
Ist ein Gericht, und darf's der Frevel so verhöhnen? —
Da scholl es, wie ein Ruf, zu meinen Klagetönen:
„Still! rechte nicht! der Eingeschränktheit Sohn
Wird nur berührt vom nachbarlichen Ton;

Das Ganze wird das Einzelne versöhnen. —“
„Was ist das Ganze?“ fragt das tief zerrißne Herz,
„Ich kenn' es nicht, ich bin von seinem Schutz verlassen!“
Und auf zum Himmel blickt der starre Schmerz,
Den Gott des Rechtes will es fassen. —
Ach! führet denn kein Laut im Menschen auf die Spur,
Den Heiligen zu glauben, ihn zu ahnen?
Kein Wink in der uns rings umwaltenden Natur,
Um unserm Blick den Weg hinauf zu ihm zu bahnen?

Wahr ist es, unser Blick erreicht ihn nie.
Die sinnende Vernunft verlanget Offenbarung;
Sie schwingt sich forschend auf, und forschend wandelt sie

Durch's offne Gebiet der schweigenden Erfahrung.
Sie fragt die Möglichkeit; die Antwort ist:
„Vielleicht.“
„Ach! nur vielleicht!“ Sie fragt das Leben,
Sie fragt den Tod, der uns das Leben schleicht;
Und keins vermag, die Antwort ihr zu geben,
Vor der die Nacht der Zweifel sich erhellt.

So laß uns denn zur Tugend fliehen!
Sie offenbart uns eine Geisterwelt,
Die Welt der Kraft, die Welt der Lebensharmonieen,
Die fern ein höchstes Seyn uns vor die Seele stellt.
Wir würden nie die Dunkelheit verklagen,
Die uns umgiebt, verleihe nicht
Den Schatten unsrer Nacht ein Licht,
Das, hinter diesen Erdentagen,
Wie durch zerrißne Wolken bricht.

Ein Strahl von diesem Licht fällt in das innre Leben;
Mir ist ein Gott in's Herz gegeben,
Ein Ahnungssinn, der meinen Geist
Unwiderstehlich hin nach jener Höhe reißt,
Dahin, wo wandellos, in unerschaffner Fülle,
Die Wahrheit wohnen muß, ein ewig fester Wille.
Und dieser Will' ist Gott. Der hohe Weltengeist,
Begreiflich nur sich selbst, sich selbst erscheinend, waltet
Sein Wille dort in einem reinen Licht,
In welchem sich vor ihm die Geisterwelt entfaltet.

Was heilig ist, das Wort von Pflicht und Recht, ist nicht
Im Buche der Natur zu lesen.
Ein feierlicher Ruf des innern Menschen spricht:

„Sohn der Natur, du bist ein Sohn der Pflicht!“
Vor diesem Rufe beugt sich tief mein ganzes Wesen:
Gott ist es, der durch ihn zu meinem Geiste spricht.

Ob auch die Lebensbahn im Nebelmeer verschwimme:
Gesichert leitet uns das Wort der innern Stimme.
Sie ruft empor den Geistesblick,
Empor von den befangnen Sinnen;
Sie tönet laut in uns von Innen ....
Hinaus in die Natur, und hallt aus ihr zurück.

. . . . . .

Was weint in uns, wenn still und rührend
Die Unschuld kämpft mit Mangel, Hohn und Spott?

Was jauchzt in uns, wenn triumphirend
Die Tugend siegt? — Der Glaub' an Gott!
Was spricht, wie Geisterruf, zum Harme?
Was wirft den Zweifler selbst, wenn ihn kein Trost mehr hält,
Wenn er schon aus dem Arm der letzten Hoffnung fällt,
Dem Aberglauben in die Arme?
Der Glaub' an Gott und an die Geisterwelt!
Der Aberglaube selber ist ein Schatten,
Den innre Wahrheit auf das Leben warf;
Er borgt von ihr die Kraft, den Frieden zu erstatten,
Den unvertilgbar das Gemüth bedarf.

Der Glaube war's, der sich in Staub darnieder warf,
Und andachtvoll das Taggestirn begrüßte.
Schau Isis Priester dort, wie betend er sich weiht!

Die Sonne kommt, sie tritt aus ihrer heiligen Wüste!
Ja, das ist Gottes Herrlichkeit!
Das Höchste hat dem Seher sich verkündet,
Das Heiligste, wonach die Seele ringt.
Horch! sein Gesang, vom Gottgefühl entzündet,
Wie Feuer bricht er aus; der Hymnen Chorus singt:

„In Flammen naht sich Gott. Empfangt ihn, Morgentöne!
Fall an sein Herz, Natur, mit einem Wonnelaut!
Auf! schmücke dich mit deiner ganzen Schöne,
Du, seine Tochter, seine Braut!

Sie strömt auf dich herab, die königliche Feier,
Die hochzeitfestlich deinen Gott umfängt.

Verhülle dich in den Vermählungsschleier,
Der strahlenreich von seinen Schultern hängt!

Ruf ihm entgegen! Dort durch leuchtende Gefilde
Des blauen Aethers wandelt er.
Schau! Wie das Licht von seinem Flammenschilde,
So geht Entzücken vor ihm her.

Die Himmel, die in seinem Glanze schwimmen,
Umfeiern seinen wundervollen Gang.
Ihr Morgenlüfte, werdet Stimmen!
Ihr Bäum' und Bäche, Harfenklang!" —

So, Freund, begeisterte der Glaube die Altäre
Des dunkeln Heiligthums am Nil der alten Welt.

Und, o wie tröstend spricht sein Wort zur frommen Zähre,
Die von der Tugend Wange fällt!

Es sey kein Gott, die Tugend ein verhaßter,
Ein öder Lebenszwang, der jede Freud' entwürzt;
Ein Himmel sey die Lust, der Gott darin das Laster;
Die Menschenwürde sey von ihrem Thron gestürzt:
O! dann ist nirgend Licht und Leben,
Der Mensch ein dumpfes Seyn, um das Phantome schweben,
Und Schatten fahren wild durch stumme Wüsten hin.
Es herrscht ein blindes Heer zerstörender Gewalten,

Das große Traumgesicht der Welt ist ohne Sinn,
Und zwecklos wegt in uns ein Chaos von Gestalten,
Und was Bedeutung lügt, täuscht zur Vernichtung hin.
Es ras't in uns ein Trieb, der Trieb, empor zu ringen,
Dem sich das Herz doch nicht entretten kann;
Und Laster ist es, sich der Tugend auf zu dringen;
Das Streben der Vernunft, den Knoten zu entschlingen,
Ist Thorheit! Thorheit klagt und staunt den Zufall an.

So hat das Göttliche des Menschen keine Rechte?
Verdammt ist die Vernunft, dem Wechsel zu zu schaun? —

Ach! immer dunkler wälzt das Graun
Herauf die schwarzen Mitternächte,
Mein armes Daseyn zu verbaun!

Du siehst den Frevel stolz den Kelch der Wonne leeren;
Das Laster prunkt in Glanz, die Tugend wird verkannt;
Der Frechheit folgt das Glück, die Wahrheit wird verbannt;
Die Weisen bauen auf, damit die Narrn zerstören.
Hier ist's, wo sich dein Herz, dein ganzes Herz empört.
Wenn's Zufall ist, was blind den Gang des Rechtes stört:
Vernunftlos, wie er ist, wie mag er dich empören? —
Allein du kannst dich hier des Glaubens nicht erwehren,

Daß einer Welt des Rechts die Tugend angehört,
Die sich aus eigner Kraft entfaltet.
Dich reißt der Glaube fort, daß eine Gottheit waltet,
Die, unbegreiflich dir, die Seelenhoheit ehrt.
Uns ward ein Tugendsinn und Trieb nach Lebenswonne;
Sie sind der Doppelstrahl, der in dieß Leben fällt.
Woher der Strahl? Er zeugt von einer höhern Sonne,
Und weis't uns mächtig hin auf eine Geisterwelt.

Es ist ein Gott! und sieh! die Nebel sind zerflossen
Vor diesem Sonnenstrahl; ein großer Lebenstag,
Ein Auferstehungstag ist ausgegossen,

Ach! immer dunkler wälzt das Graun
Herauf die schwarzen Mitternächte,
Mein armes Daseyn zu verbaun!

Du siehst den Frevel stolz den Kelch der Wonne leeren;
Das Laster prunkt in Glanz, die Tugend wird verkannt;
Der Frechheit folgt das Glück, die Wahrheit wird verbannt;
Die Weisen bauen auf, damit die Narrn zerstören.
Hier ist's, wo sich dein Herz, dein ganzes Herz empört.
Wenn's Zufall ist, was blind den Gang des Rechtes stört:
Vernunftlos, wie er ist, wie mag er dich empören? —
Allein du kannst dich hier des Glaubens nicht erwehren,

Daß einer Welt des Rechts die Tugend angehört,
Die sich aus eigner Kraft entfaltet.
Dich reißt der Glaube fort, daß eine Gottheit waltet,
Die, unbegreiflich dir, die Seelenhoheit ehrt,
Uns ward ein Tugendsinn und Trieb nach Lebenswonne;
Sie sind der Doppelstrahl, der in dieß Leben fällt.
Woher der Strahl? Er zeugt von einer höhern Sonne,
Und weis't uns mächtig hin auf eine Geisterwelt.

Es ist ein Gott! und sieh! die Nebel sind zerflossen
Vor diesem Sonnenstrahl; ein großer Lebenstag,
Ein Auferstehungstag ist ausgegossen,

Wo dumpfe Mitternacht, voll Todesgeister, lag.
O, Mensch! vermisse diesen Glauben,
Und fühle, was dein Heiligstes vermißt!
Du würdest die Vernunft selbst ihres Lichts berauben:
Gott ist, weil eine Tugend ist!
Vernimm ihr leises Wort! es wird an Hehra mahnen;
Und selbst ihr seufzendes Warum
Ist nur ein ernstres Himmelsahnen:
Ihr ist die Mitternacht nicht stumm.

Die Tugend leitet uns, wo irre Träume grübeln;
Sie führet uns durch dieses Labyrinth,
Das uns mit täuschenden Geweben überspinnt;
Sie zeugt von Gott, Trotz allen Erdenübeln,
Die nur Triumphgepräng' in ihrem Zuge sind.
Und Heil und Heiligkeit sind zwo verwandte Flammen;

Sie flammen hoch durch das Gebiet der Zeit,
Und neigen ewig sich durch die Unendlichkeit,
Und fallen dort in Einen Geist zusammen;
Und dieser Geist ist Gott, kann Gott nur seyn.
Kein Endlicher mag sich zu dieser Höh' erheben;
Die höchste Seligkeit, das reinste Geistesleben
Sind in sich, durch sich Eins; Gott fasset sie allein.

Das wär' ein Wahn, ein Traum, was ich so warm umfasse?
Was vor dem Geiste sich so dunkelhell enthüllt?
Was meinen reinsten Sinn so rein, so tief erfüllt? —
Nein, jenes Weltall ist die große Körpermasse,
Wohinter eine Welt der Geister sich verhüllt.
Und diese Geisterwelt ist die erhabne Seele,

Der Sinn des großen Alls, voll Gott und Götterart;
Was göttlich ist, gehört zu dieser großen Seele,
Die sich dem stillen Sinn der Ahnung offenbart.
Du kannst dich dieser Ahnung nicht berauben;
Dein Zweifel selbst verräth dir ihre leise Spur;
Sie spricht durch die Natur zum Glauben,
Der Glaube spricht von ihr zu der Natur.

Ja, die Natur! magst du sie selbst empfinden?
Du trägst in dir ein Bild von einer Körperwelt;
Dieß Bild empfindest du, nicht was sie selbst enthält.
Und, ohn' ihr Daseyn zu ergründen,
Glaubt fest dein innrer Sinn an ihre Welt.
Du zweifelst nicht an jenen Himmelskerzen;
Du ahnest Größe dort, und schaust entzückt hinan.

Iſt denn die Geiſterwelt entfernter deinem Herzen?
In deinem Geiſte fängt das Reich der Geiſter an;
Der höchſte Geiſt iſt Gott, und du wirſt ſeiner inne,
Wenn tief der reine Sinn der Tugend dich entzückt.
Hier iſt ſein Heiligthum, und dort im Reich der Sinne
Iſt er durch Weltnatur und Weisheit ausgedrückt.

Den hohen Tiefverborgnen ſchleiert
Die Nacht in ihr geweihtes Dunkel ein.
Der ofne Tag, die Luft, voll Lerchenſtimmen, feiert
Sein großes, wunderbares Seyn.
Und eifernd predigt ihn die hehre Wolkenſtimme,

Die von den Wölbungen des Himmels nieder-
schallt.
Von ihm begeistert, rauscht der Wald;
Von Gott erzählt die Luft, die an des Ba-
ches Krümme
Hinunter spielt, und leis' um Angerblumen
girrt.
Ihn zu verkünden, hat der Wurm auch eine
Stimme,
Der kleine Wandrer dort, der durch den
Mooswald irrt.
Wo Hehra feierte, dort in den Heiligthumen
Des Felsenthals, vernimm das stille Wort der
Aun!
Dort lies — sie spricht von Gott — die heilge
Schrift der Blumen!
Er wandelt in des Haines Graun,
Und kündet sich mit weihevollem Schauer
Dem Zweifler an, der durch die Wildniß klagt,
Und jeden Halm im Thale seiner Trauer

Nach einer Gottheit dieſes Tempels fragt.
Doch er vernimmt noch nicht, was ihm die Blume ſagt.
An ſeinem Herzen ging, mit wildem Grimme,
Der Tod vorbei, und riß, mit kaltem Spott,
Ein theures Leben weg; und eine dumpfe Stimme
Der Wüſte ſeufzet auf: „Verhängniß, biſt du Gott?“ — —

Freund, es iſt Nacht. Die dunkeln Lebensſpuren
Behorcht die ſtille Luft; das Haingeflüſter nur
Erzählt des Tages Ruh dem Hirtenthal der Flur.
Dort oben ziehen leuchtende Naturen
Hin über die verſchattete Natur.
Das Leben träumt; ſchon feiert tiefe Stille
Das glänzende Gedankenfeſt,

Wo sich die Wahrheit gern, in ihrer keuschen Hülle,
Den Huldigungen überläßt,
Die sich vor ihrer Gottheit neigen;
Und ein geheimnißvolles Schweigen
Beherrscht und weihet unser Fest.
Es weihet den Triumph der hehren Sternenfeier;
Und sie, mit ihrer Ruh und ihrem Silberkranz,
Die Nacht, die heilige, entfaltet ihren Schleier,
Und läßt ihn über diesen Glanz
Und diesen Pomp vom Thron der Gottheit nieder wallen.
Sie, die Unendlichkeit, reißt ihre Tempelhallen
Zum Gottesdienst der Welten auf.
O schau! wie Zug an Zug sich dränget!
So groß, und doch so still! Ein Geist der Stille hänget
In diesem Tempelraum die Flammenkronen auf!

Ein Geist der Stille führt den wunderbaren Reigen,
Dieß wandelnde, dieß weite Labyrinth.
Sieh doch den Aufwand! sieh die Zeugen,
Vor welchen unser Fest beginnt!

Erhabne Nacht, laß deine Strahlen schimmern!
Führ' alle deine Sonnen auf!
Das Irdische vollendet seinen Lauf;
Es richtet an den wüsten Trümmern
Der eingesunknen Zeit die Ewigkeit sich auf.
Vor allen sey Orion eingeladen!
Er prang' einher in seinem Weltenchor!
Dort schauen selbst die traurigen Hyaden,
Aus ihrem düstern Nebelflor,
In stiller Heiterkeit hervor.
Es heben sich der lieblichen Plejaden
Bekränzte Häupter schön empor.
Dort ruht der Schwan; und leise Töne gleiten

TAYLOR INST. OXFORD

Um seine Silberbrust, wie ein Gesang der Zeit,
Der still und still verhallt; er ruht auf Dunkelheiten,
Wie eine glänzende Unsterblichkeit.
Da schwimmt der Halbmond hin, und Aetherlüfte fächeln
Um seine goldne Stirn, von Dämmrung sanft umgraut.
Er ist in diesem Ernst das schöne, stille Lächeln,
Womit die Nacht sich selbst in ihrer Hoheit schaut.

O! laß die Erd' in ihrer Wolkenhülle,
Mit ihrem kleinen Stolz und ihrem niedern Ruhm!
Auf! folge mir zu jener Weltenfülle!
Dort öfnet uns ein Gott ein tiefes Heiligthum.
Da laß mich dir die Stellen zeigen,
Wo die Unendlichkeit zu meinem Geiste sprach,

Und ein erhabnes Fest, umglänzt vom Sphärenreigen,
Hervor aus tausend Morgenröthen brach.

Ich war dem Tropfen Gegenwart entronnen,
Und offen lag vor meinem Geiste nun
Der Lebensozean, an dessen Ufer Sonnen,
Wie ausgeworfne Kiesel, ruhn.
Die Milchbahn streckte weit, durch unermeßne Fluren,
Die tausend Arme wundervoll hinaus.
Dort drückte seine hellen Spuren
Verweilender das Wandeln Gottes aus.
Da blitzten, wie von Götteridealen,
Unsterbliche Gedankenstrahlen
In meinem tiefsten Leben auf.
Verklärter schwebten Monde hin und Erden;
Aus Schattenhallen gingen sie herauf;
Zu Morgensternen sah ich Abendsterne werden;

Die Schatten blühten selbst zu Lichtgestalten auf.
Gestirne zogen dort in weit entfernten Gleisen;
Sie drangen bleich herauf mit ihren Nebelaun,
Wie Geister, die aus öden Lebenskreisen
Nach einer hellern Sonne schaun.
Sanft dämmerte das Licht der Dioskuren,
Halb überschattet, halb erhellt,
Gleich den, im Menschen tief verschlungenen, Naturen
Der Lichtwelt und der Schattenwelt.
Ich sah den Strahlenkranz im Haar der Jungfrau schweben;
Sie trat hervor, die reiche Himmelsbraut,
Mit glänzendem Gefolg umgeben.
Die Lyra tönte sanft, wie Aeolsharfen-Laut;
Die Aetherstille ging in Harmonieen über.
Es wehten Lieder von der Flur
Des heiligen Arcturs herüber.
Und röthlich blinkte der Arctur,

Als wär er überblüht mit lauter Rosenkronen.
Hier ist es, wo, im Schooß der lieblichsten Natur,
Die Sympathie'n der schönen Seelen wohnen.
Dort zitterte, halb licht, ein Sterngewölk empor.
Es wand aus fernen, düstern Räumen
Sich, wie ein Auferstehungstag, hervor,
Der kaum erwacht aus dunkeln Lebensträumen.
Nun stürzte Sirius sich in die Huldigung
Der Feiernacht, wie eine hehre,
Auflodernde Begeisterung,
Mit seiner ganzen Gluth, mit seinem Flammenmeere.
In tiefern Nächten schwamm der ferne Uranus,
Den seine Monde kalt erhellten,
Weit hinterm Jupiter und allen Sonnenwelten,
Und doch mit Herrlichkeit, und vollem Ueberfluß
Von Lebenskräften, ausgestattet.

Und näher säuselte der Hain,
Der meine Wenus überschattet,
Dieß liebliche Gestirn. Da wehn die Lüfte rein
Den Quell des Lebens an, der unter Myrtendecken,
Voll Harmonie, den Durst der heißern Sehnsuche löscht,
Und selig alle dunklern Flecken
Hinweg von guten Seelen wäscht.
Die Erde zog dahin mit ihren Grüften;
Aus jeder frischen Gruft schlug eine Flamm' empor,
Die in den reinen Aetherdüften
Des weiten Lebens sich verlor. —

So schwang mein Geist sich auf zum Gottesdienst der Sphären.
Und dieser Gottesdienst verkündet keinen Gott? —
Bei jenen flammenden Altären

Im Tempel der Natur! hier ist, hier herrsche ein Gott!
Sein Odem ist die Kraft der ewigen Gewalten,
Das Leben dieses Raums, die Seele der Gestalten!
Dort betet die Vernunft: „Erhabener, du bist!
Bist nahe dem beseelten Staube! —
Ja, wenn den Heiligen die Grübelei vermißt:
Dort findet ahnend ihn der Glaube,
Der die Vernunft der Tugend ist.“

Es sey kein Gott: und todt sind diese Himmelsflammen; 430
Sie haben hin durch deine Nacht geblitzt;
Und Trümmer baun den wüsten Thron zusammen,
Auf welchem einsam nur und stumm der Tod noch sitzt.

Es sey kein Gott, von dem die Welten stammen:
Im Schooß des Zufalls ist der Lichttag aufgewacht;
Der weise Zufall rief, in aller ihrer Pracht,
Die tausend Sonnen hin in diese Glanzgefilde,
Damit aus tausend Sonnen — Eine Nacht,
Des Nichtseyns große Nacht, sich bilde.
Und die Natur, die holde Pflegerin,
Auf deren Schooß wir einst in Schlummer fallen,
Sie fragt umsonst: Woher? Wohin? — —
Nein, Gottes Finger schrieb an diese Aetherhallen
Mit heller Flammenschrift: Ich bin! —
Dieß ist die Schrift, an die auch Engel glauben.
Wie weit der Kreis auch sey, den Engel überschaun:

Sie haben weiter noch zu glauben.
Darfst du dem Zweifel mehr, als einer Welt,
vertraun?

Laß vor den Wundern dieser ofnen Hallen,
In heilger Ruhe laß uns niederfallen!
Anbeten, tief anbeten laß uns ihn!
Die Stufe seines Throns, die Erde, wo wir
knien,
Umschwebt die Nacht mit ihren Schauern;
Und sie ergreifen uns, wie das erhabne Trauern
Der Sehnsucht: heiliger ihn anzubeten, ihn,
Den Weltengeist, der, sich zum Wurme neigend,
Den Wurm, wie seine Welten, zählt,
Den Unerschaffenen, den jede Schöpfung
schweigend
Dem Herzen nennet, dem er fehlt.

So find' ihn dann im großen Weltenstrome,
Wo Schöpfung sich an Schöpfung knüpft,

Es sey kein Gott, von dem die Welten
stammen:
Im Schooß des Zufalls ist der Lichttag auf-
gewacht;
Der weise Zufall rief, in aller ihrer Pracht,
Die tausend Sonnen hin in diese Glanz-
gefilde,
Damit aus tausend Sonnen — Eine Nacht,
Des Nichtseyns große Nacht, sich bilde.
Und die Natur, die holde Pflegerin,
Auf deren Schooß wir einst in Schlummer
fallen,
Sie fragt umsonst: Woher? Wohin? — —
Nein, Gottes Finger schrieb an diese Aether-
hallen
Mit heller Flammenschrift: Ich bin! —
Dieß ist die Schrift, an die auch Engel
glauben.
Wie weit der Kreis auch sey, den Engel
überschaun:

Sie haben weiter noch zu glauben.
Darfst du dem Zweifel mehr, als einer Welt,
vertraun?

Laß vor den Wundern dieser ofnen Hallen,
In heilger Ruhe laß uns niederfallen!
Anbeten, tief anbeten laß uns ihn!
Die Stufe seines Throns, die Erde, wo wir
knien,
Umschwebt die Nacht mit ihren Schauern;
Und sie ergreifen uns, wie das erhabne Trauern
Der Sehnsucht: heiliger ihn anzubeten, ihn,
Den Weltengeist, der, sich zum Wurme neigend,
Den Wurm, wie seine Welten, zählt,
Den Unerschaffenen, den jede Schöpfung
schweigend
Dem Herzen nennet, dem er fehlt.

So find' ihn dann im großen Weltenstrome,
Wo Schöpfung sich an Schöpfung knüpft,

Die Schatten blühten selbst zu Lichtgestalten auf.
Gestirne zogen dort in weit entfernten Gleisen;
Sie drangen bleich herauf mit ihren Nebelaun,
Wie Geister, die aus öden Lebenskreisen
Nach einer hellern Sonne schaun.
Sanft dämmerte das Licht der Dioskuren,
Halb überschattet, halb erhellt,
Gleich den, im Menschen tief verschlungenen, Naturen
Der Lichtwelt und der Schattenwelt.
Ich sah den Strahlenkranz im Haar der Jungfrau schweben;
Sie trat hervor, die reiche Himmelsbraut,
Mit glänzendem Gefolg umgeben.
Die Lyra tönte sanft, wie Aeolsharfen-Laut;
Die Aetherstille ging in Harmonieen über.
Es wehten Lieder von der Flur
Des heiligen Arcturs herüber.
Und röthlich blinkte der Arctur,

Als wär er überblüht mit lauter Rosenkronen.
Hier ist es, wo, im Schooß der lieblichsten Natur,
Die Sympathie'n der schönen Seelen wohnen.
Dort zitterte, halb licht, ein Sterngewölk empor.
Es wand aus fernen, düstern Räumen
Sich, wie ein Auferstehungstag, hervor,
Der kaum erwacht aus dunkeln Lebensträumen.
Nun stürzte Sirius sich in die Huldigung
Der Feiernacht, wie eine hehre,
Auflodernde Begeisterung,
Mit seiner ganzen Gluth, mit seinem Flammenmeere.
In tiefern Nächten schwamm der ferne Uranus,
Den seine Monde kalt erhellten,
Weit hinterm Jupiter und allen Sonnenwelten,
Und doch mit Herrlichkeit, und vollem Ueberfluß
Von Lebenskräften, ausgestattet.

Und näher säuselte der Hain,
Der meine Wenus überschattet,
Dieß liebliche Gestirn. Da wehn die Lüfte rein
Den Quell des Lebens an, der unter Myrtenhecken,
Voll Harmonie, den Durst der heißern Sehnsuche löscht,
Und selig alle dunklern Flecken
Hinweg von guten Seelen wäscht.
Die Erde zog dahin mit ihren Grüften;
Aus jeder frischen Gruft schlug eine Flamm' empor,
Die in den reinen Aetherdüften
Des weiten Lebens sich verlor. —

So schwang mein Geist sich auf zum Gottesdienst der Sphären.
Und dieser Gottesdienst verkündet keinen Gott? —
Bei jenen flammenden Altären

Im Tempel der Natur! hier ist, hier herrsche ein Gott!
Sein Odem ist die Kraft der ewigen Gewalten,
Das Leben dieses Raums, die Seele der Gestalten!
Dort betet die Vernunft: „Erhabener, du bist!
Bist nahe dem beseelten Staube! —
Ja, wenn den Heiligen die Grübelei vermißt:
Dort findet ahnend ihn der Glaube,
Der die Vernunft der Tugend ist.“

Es sey kein Gott: und todt sind diese Himmelsflammen; 430
Sie haben hin durch deine Nacht geblitzt;
Und Trümmer baun den wüsten Thron zusammen,
Auf welchem einsam nur und stumm der Tod noch sitzt.

Es sey kein Gott, von dem die Welten stammen:
Im Schooß des Zufalls ist der Lichttag aufgewacht;
Der weise Zufall rief, in aller ihrer Pracht,
Die tausend Sonnen hin in diese Glanzgefilde,
Damit aus tausend Sonnen — Eine Nacht,
Des Nichtseyns große Nacht, sich bilde,
Und die Natur, die holde Pflegerin,
Auf deren Schooß wir einst in Schlummer fallen,
Sie fragt umsonst: Woher? Wohin? — —
Nein, Gottes Finger schrieb an diese Aetherhallen
Mit heller Flammenschrift: Ich bin! —
Dieß ist die Schrift, an die auch Engel glauben.
Wie weit der Kreis auch sey, den Engel überschaun:

Sie haben weiter noch zu glauben.
Darfst du dem Zweifel mehr, als einer Welt,
vertraun?

Laß vor den Wundern dieser ofnen Hallen,
In heiliger Ruhe laß uns niederfallen!
Anbeten, tief anbeten laß uns ihn!
Die Stufe seines Throns, die Erde, wo wir
knien,
Umschwebt die Nacht mit ihren Schauern;
Und sie ergreifen uns, wie das erhabne Trauern
Der Sehnsucht: heiliger ihn anzubeten, ihn,
Den Weltengeist, der, sich zum Wurme neigend,
Den Wurm, wie seine Welten, zählt,
Den Unerschaffenen, den jede Schöpfung
schweigend
Dem Herzen nennet, dem er fehlt.

So find' ihn dann im großen Weltenstrome,
Wo Schöpfung sich an Schöpfung knüpft,

Und im lebendigen Atome,
Der, kaum gesehn, im Lichtstrahl hüpft!
Ein Gott bevölkerte die unermeßnen Weiten
Mit Geistern, angestrahlt von seiner Göttlichkeit,
Vor ihm ist keine Zeit; uns gab er Raum und Zeiten;
Er wandelt still dahin durch seine Ewigkeiten;
Sein großer Schatten fällt durch das Gebiet der Zeit.

Es herrscht sein unbeschränktes Walten
Durch die Unendlichkeit in aller Kraft des Seyns;
Gedanken Gottes sind die hehren Weltgestalten;
Nur in ihm, durch ihn ist das Weltall Eins.
Ihn preis't dein Leben mehr, als alle Huldigungen
Der ewigen Natur, die kein Gedank' ermißt.

O! glaub' es dir und den Versicherungen
Von tausend Welten, Freund: Gott ist!

Sei dann mit Dunkelheit des Pilgers Pfad umschleiert!
Natur und Tugend, hin zur Gottheit führen sie.
Der Tugend öfnet sich das Reich der Harmonie;
Gott ist das hohe Lied des Tempels, wo sie feiert,
Und die Natur die Melodie!

Es ist ein Gott! Der Tugend verbürgendes Leben
Verkündet ihn; sie wäre nicht, wäre kein Gott.
Ihr ist das Wort der innigsten Weihe gegeben;
Sie spricht es aus: Es ist ein Gott!

Sie zeuget laut, sie ruft es hinaus in die Ferne,
Hinaus, in die, mit Welten umblühete, Flur.
Es ist ein Gott! antworten die ewigen Sterne
Durch das Gewölbe der Natur.

Der stille Geist, der innerste, seligste Friede
Vertraut dem Hain das hohe Geheimniß von Gott;
Und leise spricht, im flötenden Nachtigallliede,
Der Hain es nach: Es ist ein Gott!

Der Erde Druck, die heiligen Uebel des Lebens
Erhöhn den Geist, erheben die Seele zu Gott.
Die Tugend kämpft, und fodert den Sieg nicht vergebens;
Sie triumphirt: Es ist ein Gott!

Dritter Gesang.

Inhalt.

Lebenssinn, Durst nach Glückseligkeit, und Wahrheitstrieb sind die leisen Ahnungen unserer Fortdauer.

Aus der alles umströmenden Lebensfülle ragt mit seinen Vorzügen der Mensch hervor. V. 1—28. Wenn er in dieser Fluth dereinst auf immer untergeht: warum ward er vor allen organisirten Wesen dieses Raums

1. mit einem weit über dies Daseyn hinaus reichenden Lebenssinn ausgestattet? V. 29—48. Dieser reißt ihn, Befriedigung suchend, durch Gefahren hin; und immer ist es ein entferntes Dort, woran seine Erwartung hängt. V. 49—64. Die höchste Anstrengung seiner Thätigkeitskraft, und die Unzufriedenheit, selbst im Besitze des reichhaltigsten Daseyns, bezieht sich auf Lebenserweiterung, für welche kein Opfer ihm zu gross ist. Ja, er verschmäht es nicht, das Schattenleben eines Todtenmahles in seine Phantasie aufzunehmen. V. 65—96. Mißverhältniß seiner Sehnsucht zu den Befriedigungen seiner irdischen Dauer. Sein Wahn, seine Thorheiten sind verzerrte Schattenbilder dieser Sehnsucht, dessen Ansprüche selbst die Vernunft vertritt. V. 97

— 128. Der Geist eines Newton, das Herz einer Hehra — welcher Erhebung sind beide fähig! Welch Ziel, wenn es der Tod ist! welch Mißverhältniß der Anstalten zum Zweck! V. 129 — 140. Geht der Mensch unter, erlischt sein inneres Leben: so ist der Staub, der nur die Form ändert, dauernder als er; und ist er nur erscheinende Gestalt: von woher tönt dann die innere Stimme, diese Ahnung einer Unendlichkeit? V. 141 — 185. Eben so über die Gränze dieses Daseyns hinaus greifend ist

2. das Ringen des Menschen nach Glückseligkeit. Er fühlt tief, daß er sie bedarf, und daß sie ihm mangelt. Daher seine Unbeständigkeit. Vergebens sucht er überall den Himmel seines Herzens auf. Es häufe sich um ihn der Ueberfluß aller Lebensgüter: er besitzt die Glückseligkeit nicht. V. 186 — 237. Ihre Vollendung erreichen wir nie; die Bestimmung unsers Daseyns ist, daß wir uns ihr in ewigem Fortschreiten nur nähern. V. 238 — 254. Aus der Unendlichkeit strahlt sie herab, wie das Leuchten der Wahrheit.

3. Dem Menschen kann der tiefe Forschertrieb nicht umsonst gegeben seyn. Er begeistert ihn, ein stufenweises Erheben zur Fülle des Lichts zu ahnen. V. 255 — 295. Schon hier findet, laut der Geschichte, ein analoges Weiterkommen der gesammten Menschheit Statt. Welch ein Fortschritt von den Anfängen der Ausbildung, bis

hinauf zur feinen Griechenkultur! V. 296—351. Die Wahrheit erscheint hier im sanften Schleier der Poesie. Eine der lieblichsten Dichtungen ist Psyche. V. 352—407. Die Weisen der Vorzeit sind Morgensterne eines herauf dämmernden Tages; und jeder tiefere Blick in das Heiligthum der Wahrheit ist ein aufgehendes Morgenroth. V. 408—431. Der langsame Fortschritt auf dem Wege zur Wahrheit, der eine Unendlichkeit ahnen läßt, und uns zur Selbstleitung auffodert, ist die verheißende Bürgschaft einer lichtvolleren Zukunft. V. 432—454. Ihr Genius tritt in den Stunden der Einsamkeit tröstend vor die Seele; und, wie aus fernem Nebel, dämmert das Land unserer Hofnung empor. V. 455—472.

Dritter Gesang.

Leben. Glückseligkeit. Wahrheit.

Es ist ein Gott! O Freund, der heilige Gedanke
Durchstrahlt die Nacht, und drängt durch Zweifel sich hervor,
Erhöht, vergöttlicht uns, durchbricht die enge Schranke
Der Sinnlichkeit, und hebt uns über uns empor.
Es ist ein Gott! Kometen rollen
Mit Lebenskräften, ihm entquollen,
In die Unendlichkeit hinaus.

Auf sie, die seinem Blick nicht näher schweben,
Als du ihm wandelst, gießt er Leben
Und Licht in vollen Strömen aus!
Gießt Trieb und Kräfte, fort zu streben,
Beseelend in die Wüstenei,
In die Unendlichkeit der großen Weltenferne. —
Doch warum fragen wir die Sterne,
Ob Gott ein Gott des Lebens sey?
Der Boden, wo du wandelst, schüttert
Von Lebenskraft; auf jedem Strahl,
Mit jedem Hauch des Frühlings zittert
Ein junges Leben in dein Thal.

Welch Leben schwärmt und säuselt durch die Aue!
Welch Leben nährt das Moos, der Halm, das junge Laub!
Welch Leben schwimmt im Schooß der Wolk' und hier im Thaue!

Das Mückenheer am Teich — es iſt belebter Staub!
Horch hin! und nirgend iſt ſo todt die tiefſte Stille,
Es wehet leiſ' in ihr ein Athemzug empor.
Und hoch aus dieſer Fluth der großen Lebensfülle
Ragt, wie das Haupt der Menſch hervor;
Der Menſch, ein Sohn des Staubs, und über Staub erhaben!
Schau! wie zum Engel ſich das zarte Mädchen ſchmücket!
Ein junger Gott blüht auf im wilden Knaben;
Es iſt der Menſch, der auf zur Götterhoheit blickt.
Er mißt den Stufengang, tief unter ſich hinunter;
Er ahnt den Stufengang, hoch über ſich hinauf.

Und dieser Mensch geht dennoch unter?
In wenig Erd' und Thau löst sich der Denker auf?
Der hohe Mensch, der dasteht, und den Lauf
Der Wesenfluth umforscht, ist selbst nur eine Welle,
Die, nichtig selbst, aus dieser Fluth entquoll,
Und wegsinkt, wenn in ihre Stelle
Die nächste Wallung folgen soll? —

Ist diese gränzenlose Fülle,
Die einen Strom von Sonnenwelten leicht,
Wie Funken, in die dunkle Stille
Hinunter schimmern läßt, ist diese Fluth zu seicht,
Ein Menschenleben zu erhalten,
Das jammernd dort am Ufer ringt,
Und, unter drängenden Naturgewalten,
Die Arme zitternd noch um's holde Daseyn schlingt?

Was ist es, daß der Mensch so stark, so unerschüttert
Sein Daseyn liebt und lieben muß,
Und daß er, wenn er dort erhöhten Selbstgenuß
Von ferne sieht, durch grause Tode zittert,
Und wild in die Gefahr sich wirft?
Er sucht die Ruh, und flieht die stillern Lebensstellen.
Was ist es, daß er tief aus seinen reichsten Quellen
Nur Durst und heißre Sehnsucht schlürft?

Mag ihn die Brandung halb verschlingen:
Noch lüstern schauet er in's wilde Meer hinab;
Er findet mit dem Schmerz sich ab;
Er wagt das Leben hin, um Leben zu erringen.
Und immer ist zu klein der Raum, den er erstritt;

Und immer hört er noch entfernte Götterstimmen;
In's weitre Daseyn will sein Wahn hinüber schwimmen,
Und überall nimmt er das enge Daseyn mit.
Er schifft am Wolkensaum, ergreift den Blitz am Flügel,
Und wirft ihn neben sich darnieder in den Staub.
Was hoch steht, ist sein Ziel, das Niedre wird sein Raub;
Er sprengt sie auf, der Erde Felsenriegel,
Behorcht den leisen Gang, belauscht die tiefe Spur
Der heimlich waltenden und schaffenden Natur.
Er wirft ihn ab, den engen Zügel
Der Wirklichkeit, der ihn gefangen hält;
Selbstthätig schafft er eine Welt,
Die Welt der freien Kraft, die in den Spiegel
Der Phantasie aus seinem Innern fällt.

Und in der Schöpfung der Homere
Begeistert ihn der Glanz des eignen Götterthums;
Mit Platons Genius erfliegt er Sphär' auf Sphäre;
Sein ist die Erbschaft ihres Ruhms! —

So reich! und immer ist mit seinem Geist kein Friede!
Und ewig ohne Ruh, als ob er ewig schiede,
Durchfliegt er jeden Kreis der Lebensthätigkeit,
Und überflöge gern den raschen Flug der Zeit.
Dort hinter allen Sonnenscheiben,
Dort liegt das unbekannte Land;
Dahin jagt rastlos ihn ein wunderbares Treiben;
Er zürnt dem Arm, der ihn auf diesen Hügel bannt.
In's Dunkel stürzt er sich, und glaubt sich unverloren;

Und immer hört er noch entfernte Götterstimmen;
In's weitre Daseyn will sein Wahn hinüber schwimmen,
Und überall nimmt er das enge Daseyn mit.
Er schifft am Wolkensaum, ergreift den Blitz am Flügel,
Und wirft ihn neben sich darnieder in den Staub.
Was hoch steht, ist sein Ziel, das Niedre wird sein Raub;
Er sprengt sie auf, der Erde Felsenriegel,
Behorcht den leisen Gang, belauscht die tiefe Spur
Der heimlich waltenden und schaffenden Natur.
Er wirft ihn ab, den engen Zügel
Der Wirklichkeit, der ihn gefangen hält;
Selbstthätig schafft er eine Welt,
Die Welt der freien Kraft, die in den Spiegel
Der Phantasie aus seinem Innern fällt.

Und in der Schöpfung der Homere
Begeistert ihn der Glanz des eignen Götterthums;
Mit Platons Genius erfliegt er Sphär' auf Sphäre;
Sein ist die Erbschaft ihres Ruhms! —

So reich! und immer ist mit seinem Geist kein Friede!
Und ewig ohne Ruh, als ob er ewig schiede,
Durchfliegt er jeden Kreis der Lebensthätigkeit,
Und überflöge gern den raschen Flug der Zeit.
Dort hinter allen Sonnenscheiben,
Dort liegt das unbekannte Land;
Dahin jagt rastlos ihn ein wunderbares Treiben;
Er zürnt dem Arm, der ihn auf diesen Hügel bannt.
In's Dunkel stürzt er sich, und glaubt sich unverloren;

Hin greift er über Nacht und Grab,
Reißt hier den dünnen Faden ab;
Dort wird ein neues Leben ihm geboren.
Dieß strahlt dem Weisen vor, und blitzt im Traum des Thoren.
Der graue Stein, mit Moos und Rasen überdeckt,
Dieß Todtenmahl im Raum versunkener Gestalten,
Ist eine Hand, die, noch das Daseyn fest zu halten,
Sich starr empor aus wüstem Grabe streckt.

Zwei Stunden Zeit — zu werden und zu schwinden —
Und eine Sehnsucht, die an Ewigkeiten hängt!
Kannst du den Widerspruch ergründen,
Daß an's Unendliche das Endliche sich drängt?
Wer zügelt diesen Drang? er fodert immer wilder!

Des Menschen Wahn, sein Stolz und seine Eitelkeit
Sind nur halb äußerlich verzerrte Schattenbilder
Des innigsten Berufs der Lebensthätigkeit.
Vergebens, nur vergebens lüde,
Die Götterwelt ihn ein, von der die Phantasie
Das reichste Lebensbild entlieh.
Das Kind wird seiner tausend Spiele müde;
Doch des geliebten Spielens nie.

Ja, Leben ist es, was im Herzen
Des Säuglings klopft, in seinem Geiste reift,
Der, feind der Dunkelheit, nach Kerzen,
Nach süßer Lebenshelle greift.
Begleitet schaut der Greis, mit halb erloschnem Blicke,
Nach einem Ufer hin, das gegenüber blüht,

Hin greift er über Nacht und Grab,
Reißt hier den dünnen Faden ab;
Dort wird ein neues Leben ihm geboren.
Dieß strahlt dem Weisen vor, und blitzt im Traum des Thoren.
Der graue Stein, mit Moos und Rasen überdeckt,
Dieß Todtenmahl im Raum versunkener Gestalten,
Ist eine Hand, die, noch das Daseyn fest zu halten,
Sich starr empor aus wüstem Grabe streckt.

Zwei Stunden Zeit — zu werden und zu schwinden —
Und eine Sehnsucht, die an Ewigkeiten hängt!
Kannst du den Widerspruch ergründen,
Daß an's Unendliche das Endliche sich drängt?
Wer zügelt diesen Drang? er fodert immer wilder!

Des Menschen Wahn, sein Stolz und seine
Eitelkeit
Sind nur halb leserlich verzerrte Schattenbilder
Des innigsten Berufs der Lebensthätigkeit.
Vergebens, nur vergebens lüde,
Die Götterwelt ihn ein, von der die Phantasie
Das reichste Lebensbild entlieh.
Das Kind wird seiner tausend Spiele müde;
Doch des geliebten Spielens nie.

Ja, Leben ist es, was im Herzen
Des Säuglings klopft, in seinem Geiste reift,
Der, selbst der Dunkelheit, nach Kerzen,
Nach süßer Lebenshelle greift.
Begeistert schaut der Greis, aus halb erloschnem Blicke,
Nach einem Ufer hin, das gegenüber blüht,

Wenn hinter ihm, wie eine lange, schmale Brücke,
Dieß Leben sich hinunter zieht.
Und welche Hände konnten, zum Versinken
Im finstern Strom, ihm diese Brücke baun?
Darf diesem Lebensdrang, und seinen holden Winken
Nach dort, das Herz sich nicht vertraun?
Ist dieses innre Weiterstreben
Ein leeres Hinschaun, ohne Ziel:
Dann gab die Gottheit uns zu wenig und zu viel;
Verunglückt ist ihr dann das arme Menschenleben!

So rechtet kühn der Mensch. Wenn das vermessen ist;
So ist es die Vernunft, die er sich nicht gegeben,
Die sich so freventlich vermißt.

Der große Britte schwand; noch leuchten die Gestirne,
Die er gezählt, bei denen er gethront.
Und Blumen keimten nur empor aus dem Gehirne,
Worin ein Weltsystem gewohnt?
Aus jenem Herzensblut, das einst in mattern
Und stärkern Pulsen Lust und Leben ausgedrückt,
Sieht deine Trauer schon die Rosenkrone flattern,
Die Hehra's stillen Todtenhügel schmückt! —
Versank ihr Geist mit der zerstürmten Hülle:
Dann ist das einzig Leidende — der Mensch;
Dann ist im Raum der weiten Lebensfülle
Das einzig Sterbende — der Mensch.

Die Rose fällt, die Duftgestalt verschwindet;
Allein ihr Staub, der sich durch tausend Keimen treibt,

Sich immer wieder trennt, sich immer wieder bindet,
Und blühend aufersteht — er bleibt.
Staub oder Blatt — es bleibt! Ist denn der hohe Engel
Im Menschen, ist der minder werth,
Zu dauern, als das Blatt am Stengel,
Das eine Raupe trägt und nährt?
Wie? oder ist der Mensch, der, selbstgebietend,
Ein freies, lichtes Seyn in seinem Busen pflegt,
Er, der in sich die Welt, in sich die Gottheit trägt,
Ist er nur Form, nur Staub? ein Blumenkelch, den wüthend
Der letzte Sturm herab von seinem Lenze schlägt?

Es tönt geheimnißvoll in seiner innern Tiefe,
Als ob zum Leben ihn in seiner Brust

Ein tausendfaches Echo riefe;
Doch stirbt er hin mit jeder Lust.
Und warum muß der Mensch durch tausend Tode gehen?
Weil tausendfaches Leben ihm gebührt.
Das ganze Weltall ist ein großes Auferstehen,
Das ewig, ewig weiter führt.
Durch Tode geht der Mensch, damit er leben lerne;
Die Erd' entsinkt, das Reich der Seelen thut sich auf;
Schau hin! die Sonn' erlischt, und tausend Sonnensterne
Ziehn aus der tiefen Mitternacht herauf.

Verlaß den Laubensitz, voll abgefallner Blätter!
Trit auf den Jura hin! vernimm dort die Natur,

Dieß große Lied von Gott, dieß Heldenlied für Götter,
Und fühle deine eigne Götterspur!
Wohin das Auge blickt, wie sich die Aussicht weitet:
Wir ahnen einen tiefen Sinn.
Die ganze Gegenwart, die uns umwogt, sie deutet
Auf eine große Zukunft hin.
Vom Schimmerlicht am Sumpf, bis zu dem Kranz von Tägen,
Der blühend durch den Himmel kreis't,
O, welche Fluth des Seyns! die tiefen Wogen schlagen
Bedeutungsvoll an deinen Geist.
Es spiegelt in dem Geist, der so erhaben waltet,
Weissagend mehr als Eine Welt sich ab,
Wenn sich das Heiligthum der Nacht vor ihr entfaltet;

Und weihend steigt ein Genius herab,
An deine Hoheit dich zu mahnen,
Zu der du feierlich berufen bist.
Unendlichkeit kann nur das Wesen ahnen,
Das zur Unendlichkeit erkoren ist.

Wie klein versinkt vor ihr das Große,
Worin der niedre Trieb sich hoch vergöttert wähnt!
Sie, die Unendlichkeit, verwahrt in ihrem Schooße,
Wonach das weite Herz sich sehnt.
Und darum schwankt der Mensch; kaum trägt er seine Liebe
Der Huld entgegen, die von fern ihm winkt;
Kaum flicht er seinen Kranz: so welkt die Ros' und sinkt;
Er flieht von Traum zu Traum, als ob ein Geist ihn triebe;

Er flieht aus sich hinaus, und fodert Seligkeit;
Er greift, und was er faßt, ist ein Gewächs der Zeit.
Sey groß, sey stolz, ein hoher Weltgebieter,
Und hell umleuchte dich des Glückes Sonnenlicht,
Der Erdengüter Glanz! du hast nur Erdengüter;
Glückseligkeit, die hast du nicht.

Und doch, als ob er dort und da vielleicht sie fände,
Schwärmt hofnungsvoll der Wunsch hinaus:
So strecken ewig tausend Hände
Nach ihr sich unermüdet aus.
Ihr ruft der niedre Sklav am Ruder der Galeere;
Ihr winkt der hohe Sklav in bunter Fürstenpracht;
Es fragt der Geiz nach ihr im weiten, wüsten Meere,

Und hört die Antwort nicht aus der Gewitternacht;
Er gräbt nach ihr im finstern, goldnen Schacht,
Und findet gelben Staub und eine dumpfe Leere;
Der Hochmuth träumt von ihr in seiner Dunkelheit,
Und bettelt feig um sie bei einer armen Lüge;
Der Dünkel fodert sie — als ob sie Kronen trüge —
Vom Schaugepräng der Macht und ihrer Eitelkeit;
Dort jagd der Held nach ihr durch eiserne Gefilde,
Und stürzt an seinem Schattenbilde
Dann blutig hin auf einen Lorbeerkranz. —
Was Innen leuchtet, dünkt uns ein entfernter Glanz.

So glaubt der Mensch an einen Hügel Erde,
Worauf so kurz die schönste Stunde blüht;
Er wähnt, daß diese Welt den Funken löschen würde,

Den Flammendurst, der tief in seinem Wesen
glüht.
Nimm hin den Kelch der Lust; zwei Mal hast
du getrunken,
Vergöttert dich gefühlt; und schon
Ist von der Lippe weg der Nektarkelch ge-
sunken.
Auf! richte dich empor! du bist des Himmels
Sohn.

Die Götterfrucht grünt nicht am Halme
Des Lebens auf im engen Thal der Zeit.
Und wenn die Seligkeit mit ihrer schönern
Palme
Das neue Himmelsleben weiht:
Auch dann wird sie noch unserm Herzen
fehlen,
Bei jedem neuen Feierkranz;
Wir mögen tausend, tausend Kränze zählen;
Doch nie besitzen wir sie ganz.

Sie weilet nicht in stolzen Fürstenhallen,
Sagt vom beglückten Bösewicht sich los;
Nur eine Blume läßt ihr Aufflug niederfallen,
Und diese füllt der Tugend in den Schooß.
Sie flieht, wenn du kaum wähnst, sie zu erreichen,
Zu immer blühendern Gesträuchen,
In welchen sich ihr Ziel verliert.
Und warum fliehet sie so eilig,
Und läßt das Herz zurück, das sie so stark entführt?
Das große Ziel ist ihr zu heilig,
Und die Vergötterung zu reich, zu himmelvoll,
Zu der ihr Strahl hinüber leuchten soll.
Sie strahlt uns an in halb verhüllter Klarheit,
In schöner Stille, wie der Stern
Der hohen, nie errungnen Wahrheit,
Von fern, und immer nur von fern.
Kaum naht dein Blick sich diesem Stern,
Kaum siehst du ihn den Kreis beglänzen,
Der sich für deine Pflicht erhellt:

So steht er auch schon auf den Gränzen,
Und leuchtet hin nach einer höhern Welt.

Doch täuscht vielleicht in ihrer Zauberhülle
Die Ferne mich, wohin kein Seherauge dringt?
Weissagt mir dieser Muth, der nach Erkenntniß ringt,
Weissagt er nicht das Heil der aufgeschloßnern Fülle?
Dann sprich, warum, warum ward uns der Drang verliehn,
Der tiefe Wahrheitssinn, der feierlich und kühn,
Wie ein erhabner Seher, zu den Räumen
Der Unermeßlichkeit hinüber reißt?
Woher der immer rege Geist,
So über sich hinaus zu träumen,
Um dort zu fodern, was ihm hier gebricht? —
Aus Licht ist er zum Licht geboren;
Zu einem höhern Loos' erkoren,
Ist seine Heimath hier auf Erden nicht.

Hier iſt der Vorſabbath der höhern Lebensfeier,
Die Morgenſtunde, die den Späher weckt,
Hinauf zu ſchauen zu dem Schleier,
Der uns das Heiligthum verdeckt.

In dieſem Dunkellichte halten
Zwar Täuſchung noch, und Wahn und Trug,
In wechſelnden und ſtreitenden Geſtalten,
Durch's Leben ihren Schattenzug.
Es ſey, daß hier der Menſch im täuſchenden Gewirre
Verlockender Geſtalten ſich verirre;
Nach Wahrheit, nur nach Wahrheit ringt ſein Geiſt.
Und ſollt' er dennoch nie das weitre Ziel erſtreben,
Das heilig ihm der Genius verheißt?
Ja, weihet opfernd ſich dem Wahn ein edles Leben:
Sprich! iſt's die Wahrheit nicht, der dieſer Sieg gebührt?

Dieß große Lied von Gott, dieß Heldenlied für Götter,
Und fühle deine eigne Götterspur!
Wohin das Auge blickt, wie sich die Aussicht weitet;
Wir ahnen einen tiefen Sinn.
Die ganze Gegenwart, die uns umwogt, sie deutet
Auf eine große Zukunft hin.
Vom Schimmerlicht am Sumpf, bis zu dem Kranz von Tagen,
Der blühend durch den Himmel kreis't,
O, welche Fluth des Seyns! die tiefen Wogen schlagen
Bedeutungsvoll an deinen Geist.
Es spiegelt in dem Geist, der so erhaben waltet,
Weissagend mehr als Eine Welt sich ab,
Wenn sich das Heiligthum der Nacht vor ihr entfaltet;

Und weihend steigt ein Genius herab,
An deine Hoheit dich zu mahnen,
Zu der du feierlich berufen bist.
Unendlichkeit kann nur das Wesen ahnen,
Das zur Unendlichkeit erkoren ist.

Wie klein versinkt vor ihr das Große,
Worin der niedre Trieb sich hoch vergöttert wähnt!
Sie, die Unendlichkeit, verwahrt in ihrem Schooße,
Wonach das weite Herz sich sehnt.
Und darum schwankt der Mensch; kaum trägt er seine Liebe
Der Huld entgegen, die von fern ihm winkt;
Kaum flicht er seinen Kranz: so welkt die Ros' und sinkt;
Er flieht von Traum zu Traum, als ob ein Geist ihn triebe;

Er flieht aus sich hinaus, und fodert Seligkeit;
Er greift, und was er faßt, ist ein Gewächs der Zeit.
Sey groß, sey stolz, ein hoher Weltgebieter,
Und hell umleuchte dich des Glückes Sonnenlicht,
Der Erdengüter Glanz! du hast nur Erdengüter;
Glückseligkeit, die hast du nicht.

Und doch, als ob er dort und da vielleicht sie fände,
Schwärmt hofnungsvoll der Wunsch hinaus:
So strecken ewig tausend Hände
Nach ihr sich unermüdet aus.
Ihr ruft der niedre Sklav am Ruder der Galeere;
Ihr winkt der hohe Sklav in bunter Fürstenpracht;
Es fragt der Geiz nach ihr im weiten, wüsten Meere,

Und hört die Antwort nicht aus der Gewitternacht;
Er gräbt nach ihr im finstern, goldnen Schacht,
Und findet gelben Staub und eine dumpfe Leere;
Der Hochmuth träumt von ihr in seiner Dunkelheit,
Und bettelt feig um sie bei einer armen Lüge;
Der Dünkel fodert sie — als ob sie Kronen trüge —
Vom Schaugepräng der Macht und ihrer Eitelkeit;
Dort jagt der Held nach ihr durch eiserne Gefilde,
Und stürzt an seinem Schattenbilde
Dann blutig hin auf einen Lorbeerkranz. —
Was Innen leuchtet, dünkt uns ein entfernter Glanz.

So glaubt der Mensch an einen Hügel Erde,
Worauf so kurz die schönste Stunde blüht;
Er ahnt, daß diese Welt den Funken löschen werde,

Den Flammendurſt, der tief in ſeinem Weſen
glüht.
Nimm hin den Kelch der Luſt; zwei Mal haſt
du getrunken,
Vergöttert dich gefühlt; und ſchon
Iſt von der Lippe weg der Nektarkelch ge-
ſunken.
Auf! richte dich empor! — du biſt des Himmels
Sohn.

Die Götterfrucht grünt nicht am Halme
Des Lebens auf im engen Thal der Zeit,
Und wenn die Seligkeit mit ihrer ſchönern
Palme
Das neue Himmelsleben weiht:
Auch dann wird ſie noch unſerm Herzen
fehlen,
Bei jedem neuen Feierkranz;
Wir mögen tauſend, tauſend Kränze zählen;
Doch nie beſitzen wir ſie ganz.

Sie weilet nicht in stolzen Fürstenhallen,
Sagt vom beglückten Bösewicht sich los;
Nur eine Blume läßt ihr Aufflug niederfallen,
Und diese fällt der Tugend in den Schooß.
Sie flieht, wenn du kaum wähnst, sie zu erreichen,
Zu immer blühendern Gesträuchen,
In welchen sich ihr Ziel verliert.
Und warum fliehet sie so eilig,
Und läßt das Herz zurück, das sie so stark entführt?
Das große Ziel ist ihr zu heilig,
Und die Vergötterung zu reich, zu himmelvoll,
Zu der ihr Strahl hinüber leuchten soll.
Sie strahlt uns an in halb verhüllter Klarheit,
In schöner Stille, wie der Stern
Der hohen, nie errungnen Wahrheit,
Von fern, und immer nur von fern.
Kaum naht dein Blick sich diesem Stern,
Kaum siehst du ihn den Kreis beglänzen,
Der sich für deine Pflicht erhellt:

So steht er auch schon auf den Gränzen,
Und leuchtet hin nach einer höhern Welt.

Doch täuscht vielleicht in ihrer Zauberhülle
Die Ferne mich, wohin kein Seherauge dringt?
Weissagt mir dieser Muth, der nach Erkenntniß ringt,
Weissagt er nicht das Heil der aufgeschloßnern Fülle?
Dann sprich, warum, warum ward uns der Drang verliehn,
Der tiefe Wahrheitssinn, der feierlich und kühn,
Wie ein erhabner Seher, zu den Räumen
Der Unermeßlichkeit hinüber reißt?
Woher der immer rege Geist,
So über sich hinaus zu träumen,
Um dort zu fodern, was ihm hier gebricht? —
Aus Licht ist er zum Licht geboren;
Zu einem höhern Loos' erkoren,
Ist seine Heimath hier auf Erden nicht.

Hier ist der Vorsabbath der höhern Lebensfeier,
Die Morgenstunde, die den Späher weckt,
Hinauf zu schauen zu dem Schleier,
Der uns das Heiligthum verdeckt.

In diesem Dunkellichte halten
Zwar Täuschung noch, und Wahn und Trug,
In wechselnden und streitenden Gestalten,
Durch's Leben ihren Schattenzug.
Es sey, daß hier der Mensch im täuschenden Gewirre
Verlockender Gestalten sich verirre;
Nach Wahrheit, nur nach Wahrheit ringe sein Geist.
Und sollt' er dennoch nie das weitre Ziel erstreben,
Das heilig ihm der Genius verheißt?
Ja, weihet opfernd sich dem Wahn ein edles Leben:
Sprich! ist's die Wahrheit nicht, der dieser Sieg gebührt?

Die hohe Göttin ist es immer,
Die so den Muth begeistert, so entführt;
Ob auch im Wahn ihr holder Schimmer
Ihn mit gebrochnem Strahl berührt.
Nur leise kündend naht die Sonne sich dem Volke;
Ihr Flammenantlitz ist auf Morgenduft gemalt.
So mildernd ist die schöne Rosenwolke
Nicht Sonne zwar, doch sanft von ihr bestrahlt.

Dieß ganze Daseyn ist ein Spiegel,
In den ein blasses Bild der hellern Zukunft fiel;
Und fort reißt uns die Zeit mit ihrem raschen Flügel.
Wohin? Ein ewig Dort ist ihr entferntes Ziel.

Laß zur Geschichte, diesem Sarkophage
Der todten Zeit, laß uns hinunter gehn!
Laß ihren grauen Schatten auferstehn,

Und die verhüllten Geister dunkler Tage
Vor deinem Geist vorüber gehn!
Den fremden Zug beginnen finstre Stunden;
Und andre sind mit Blut getauft!
Sie weisen trauernd hin auf tief geschlagne Wunden!
Durch Wunden hat die Menschheit sich erkauft!
Schon färben heller sich die grauen Nebeldünste.
Wie unter tanzenden und schönen Kindern, trit
Im Chor bekränzter, Arm in Arm geschlungner, Künste
Die Fabel lächelnd auf, und bringt die Wahrheit mit.

Die Zeiten sind weissagende Kassandern;
Und die Vergangenheit schließt uns die Zukunft auf.
Horch! sie verkündet uns ein großes Völkerwandern!

Die Menſchheit ringt ſchon hier von einem Ziel zum andern;
Sie kämpft ſich immer mehr zur Menſchlichkeit hinauf.
Am Peneus trat ein junges Leben auf;
Es flatterten die zarten Liederſeelen,
Wie Nachtigallen aus der Myrt', empor.
Da horchte tief, aus ſeinen Felſenhöhlen,
Der aufgeſungne Menſchenſinn hervor.
Es zog ein milder Geiſt durch das entzückte Ohr
In jeden ſanft geſtimmten Buſen,
Und trug ein blühendes Elyſium hinein.
Arkadien ward nun ein Liederhain,
Und Hellas ehrte ſeine Muſen.

Des Lebens höchſte Blüte ſchloß ſich auf;
Das Göttliche, die Kraft des Guten und des Schönen,
Verkündete ſich ihm in zaubervollen Tönen,
Und hob zur Göttlichkeit den freien Geiſt hinauf.

Da trat hervor die Lieb' aus ihren Myrten;
Sie heiligte den jugendlichen Tanz;
Die wilde Luft verſchwand; und Heldenſöhn' und Hirten
Umflog der ſchäferliche Kranz.
Die Charis lächelte die ſtürmenden Heroen
Hinein in ihre ſanftre Welt;
Da ward das Liebliche dem Hohen,
Das Sanfte ward dem Großen zugeſellt.
Geweckt von ſeinem eignen Strahle,
Vernahm der Menſch ſich ſelbſt und was in ihm begann;
Der Genius erflog das Reich der Ideale,
Dort brannt' er flammender den Himmelsfunken an.
So glorreich warf er ab die Bürde,
Die ihn zur Erde zog; er ging aus ſich hinaus;
Und das Geheimniß ſeiner innern Würde
Sprach über ihn das Wort der Weihung aus.

Nun glänzen die hellenischen Gefilde,
Von einer Schöpfung himmlischer Gebilde,
Die jeden Lebenstraum zu einem Tempel weihn,
In welchem hohe Götter walten.
Die Grazien der Weisheit ziehen ein;
Erhabne Worte spricht der Hain;
Und Wahrheit hüllt in freundliche Gestalten
Des Urlichts reinen Wiederschein.
Wie hold umfängt sie uns in Psyche's sanfter Trauer!
Ein Gott hat diesen Traum in Himmelsduft getaucht,
Und ihm, mit einem Geisterschauer,
Den zarten Sinn des Lebens eingehaucht.

Hell, mit Blüten überschleiert,
Lauscht des Hains geweihte Nacht,
Wo die Gottvermählte feiert;
Aber eine Stimme wacht.

Psyche schwebt durch Rosenzweige;
Alles blüht in heiterm Licht.
Stimme der Entführung, schweige!
Aber ach! sie schweiget nicht.

Psyche, Trotz dem Warnungsrufe,
Hört den Zauberton der Welt,
Neigt sich von der Götterstufe
Lüstern nieder, horcht — und fällt.

Psyche fällt! ein dunkles Ahnen
Zittert um die Büßerin,
Wie das Graun erzürnter Manen,
Durch die sanften Rosen hin.

Schatten sind's, die sie umgeben.
Wie ein holdes Traumgesicht,
Schwand der Gott aus ihrem Leben,
Nur aus ihrem Herzen nicht.

Blühte das Gesträuch nicht röther,
Das in Kronen sich ergoß,
Als der reine Himmelsäther
Noch um Psyche's Wange floß?

Ach! die Schuld im Busen schattet
Tief herauf in ihren Blick;
Seufzer flehn, von Gram ermattet,
Den verlornen Gott zurück.

Alles stumm, wo Psyche wallet;
Nur ein leis' entwehtes Ach,
Das den Hain durchgirrte, hallet
Ihr die Felsentöchter nach.

Auch den Gott, der alle Ketten
Des gedrückten Lebens bricht,
Ruft sie an, sie zu erretten;
Doch der Gott erhört sie nicht.

Seine finstern Schrecken zeigend,
Naht der stille Genius,
Und versagt ihr, ernst und schweigend,
Den erflehten Friedenskuß.

Endlich ist es ihr gelungen,
Abzubüßen ihre That;
Endlich hat sie ausgerungen;
Die Erlösungsstunde naht.

Hohes, himmlisches Erbarmen
Geht ihr auf, wie Sonnenblick;
Psyche kehret zu den Armen,
Denen sie entsank, zurück.

Lichte Kronen in den Händen,
Nahn die Götter sich, und weihn,
Psyche's Gottheit zu vollenden,
Sie zur Braut des Himmels ein.

Die Menschheit ringt schon hier von einem Ziel
zum andern;
Sie kämpft sich immer mehr zur Menschlichkeit
hinauf.
Am Peneus trat ein junges Leben auf;
Es flatterten die zarten Liederseelen,
Wie Nachtigallen aus der Myrt', empor.
Da horchte tief, aus seinen Felsenhöhlen,
Der aufgesungne Menschensinn hervor.
Es zog ein milder Geist durch das entzückte Ohr
In jeden sanft gestimmten Busen,
Und trug ein blühendes Elysium hinein.
Arkadien ward nun ein Liederhain,
Und Hellas ehrte seine Musen.

Des Lebens höchste Blüte schloß sich auf;
Das Göttliche, die Kraft des Guten und des
Schönen,
Verkündete sich ihm in zaubervollen Tönen,
Und hob zur Göttlichkeit den freien Geist hinauf.

Da trat hervor die Lieb' aus ihren Myrten;
Sie heiligte den jugendlichen Tanz;
Die wilde Lust verschwand; und Heldensöhn' und Hirten
Umflog der schäferliche Kranz.
Die Charis lächelte die stürmenden Heroen
Hinein in ihre sanftre Welt;
Da ward das Liebliche dem Hohen,
Das Sanfte ward dem Großen zugesellt.
Geweckt von seinem eignen Strahle,
Vernahm der Mensch sich selbst und was in ihm begann;
Der Genius erflog das Reich der Ideale,
Dort brannt' er flammender den Himmelsfunken an.
So glorreich warf er ab die Bürde,
Die ihn zur Erde zog; er ging aus sich hinaus;
Und das Geheimniß seiner innern Würde
Sprach über ihn das Wort der Weihung aus.

Nun glänzen die hellenischen Gefilde,
Von einer Schöpfung himmlischer Gebilde,
Die jeden Lebenstraum zu einem Tempel weihn,
In welchem hohe Götter walten.
Die Grazien der Weisheit ziehen ein;
Erhabne Worte spricht der Hain;
Und Wahrheit hüllt in freundliche Gestalten
Des Urlichts reinen Wiederschein.
Wie hold umfängt sie uns in Psyche's sanfter Trauer!
Ein Gott hat diesen Traum in Himmelsduft getaucht,
Und ihm, mit einem Geisterschauer,
Den zarten Sinn des Lebens eingehaucht.

Hell, mit Blüten überschleiert,
Lauscht des Hains geweihte Nacht,
Wo die Gottvermählte feiert;
Aber eine Stimme wacht.

Psyche schwebt durch Rosenzweige;
Alles blüht in heiterm Licht.
Stimme der Entführung, schweige!
Aber ach! sie schweiget nicht.

Psyche, Trotz dem Warnungsrufe,
Hört den Zauberton der Welt,
Neigt sich von der Götterstufe
Lüstern nieder, horcht — und fällt.

Psyche fällt! ein dunkles Ahnen
Zittert um die Büßerin,
Wie das Graun erzürnter Manen,
Durch die sanften Rosen hin.

Schatten sind's, die sie umgeben.
Wie ein holdes Traumgesicht,
Schwand der Gott aus ihrem Leben,
Nur aus ihrem Herzen nicht.

Blühte das Gesträuch nicht röther,
Das in Kronen sich ergoß,
Als der reine Himmelsäther
Noch um Psyche's Wange floß?

Ach! die Schuld im Busen schattet
Tief herauf in ihren Blick;
Seufzer flehn, von Gram ermattet,
Den verlornen Gott zurück.

Alles stumm, wo Psyche wallet;
Nur ein leis' entwehtes Ach,
Das den Hain durchgirrte, hallet
Ihr die Felsentöchter nach.

Auch den Gott, der alle Ketten
Des gedrückten Lebens bricht,
Ruft sie an, sie zu erretten;
Doch der Gott erhört sie nicht.

Seine finstern Schrecken zeigend,
Naht der stille Genius,
Und versagt ihr, ernst und schweigend,
Den erflehten Friedenskuß.

Endlich ist es ihr gelungen,
Abzubüßen ihre That;
Endlich hat sie ausgerungen;
Die Erlösungsstunde naht.

Hohes, himmlisches Erbarmen
Geht ihr auf, wie Sonnenblick;
Psyche kehret zu den Armen,
Denen sie entsank, zurück.

Lichte Kronen in den Händen,
Nahn die Götter sich, und weihn,
Psyche's Gottheit zu vollenden,
Sie zur Braut des Himmels ein.

Hier ahnest du den Geist, der über die Beschwerden
Der dunkeln Pilgerschaft ein mildes Dämmern gießt.
In diesem Schauerlichte schließt
Den schönen Liebesbund das ernste Seyn und Werden.
O, laß uns in das Götterland,
In's liebliche Gebiet der Fabelauen,
Das unterging und nicht verschwand,
Mit hohem Ernst laß uns hinüber schauen!
Noch leuchtet Platons Geist, der, wie ein Sonnenblick,
Einst durch die Lenze Griechenlands gelodert;
Trotz der Natur, die giebt und wiederfodert,
Blieb uns sein Genius zurück.
Dort brachen Sonnen durch, die Nebel zu zertheilen,
Womit die Nacht den Tag umwand.
Ein Sokrates, ein Solon, ein Cleanth,

Hell leuchten dieſe Feuerſäulen
Hinüber in's gelobte Land.

Nach dieſen Geiſtern laß uns ſchauen,
Wenn drückend über uns das Erdendunkel liegt!
Verkünden ſie uns nicht ein leiſes Morgen-
grauen,
Das rettend ſich an dieſes Dunkel ſchmiegt?
Ein jeder Blick von einer lichten Hore,
Die einen Strahl der Wahrheit uns vertraut,
Iſt eine triumphirende Aurore,
Die durch das Morgenthor der großen Zu-
kunft ſchaut.
Ein jeder Schritt, den unſer Streben
Dem Reich der Wahrheit abgewinnt,
Er iſt ein Schritt hinein in's heitre Geiſter-
leben.
Jedoch, daß wir durch dieſes Labyrinth
Nur langſam uns der Fülle näher winden,
Dieß treibt in uns die Kraft zum Streben auf;

Und daß wir sie nur ahnen, nicht ergründen,
Dieß ist ein hoher Wink; er winkt hinauf! hinauf!

Ja, dieses Ahnen: einst die reifre Frucht zu brechen,
Zu wandeln einst in einem reinern Licht,
Ist ein geheiligtes Versprechen,
Womit ein Gott die Zukunft uns verspricht.
Mit diesem feierlichen Gottesworte,
Mit dieser Handschrift, deren Sinn
Mir Ewigkeit verheißt, tret' ich gerettet hin
Zu jener finstern, tief verschwiegnen Pforte,
Und fodre — denn die Handschrift lügt mir nicht —
Das Leben, welches sie verspricht.

Nur darum senden weit entlegne Sterne
In unsre Wolkentag' ein mattes Licht herein,

Daß unser Geist im dicht verhangnen Lebenshain
Sein eigner Schutzgott werden lerne.
Doch heller wird's um unsern Pfad,
Wenn sich durch das verhallende Getümmel
Der Gegenwart mit seinem stillen Himmel
Der Genius der Zukunft naht.
Er offenbart sich in der hohen
Begeistrung einer schönen That;
Begegnet uns, wo wir der Welt entflohen,
Die zwischen uns und unsern Frieden trat;
Und heiligt zum Genuß der innern Lebensfülle
Die Einsamkeit, die in der Fluth
Des Weltgewühls, wie eine stille,
Verborgne Friedensinsel, ruht.

TAYLOR INST. OXFORD

Da sieht der freie Blick den Strom vorüber gleiten,
Sieht, wie das Küstenland verhüllter Ewigkeiten

Am fernen Horizonte sich erhebt;
Das Morgenland, wohin das Heimweh unsrer Thränen,
Dieß tiefe, nie gestillte Sehnen,
Geheimnißvoll hinüber strebt.

Vierter Gesang.

Inhalt.

Gott ist ein Gott des Lebens. Er kann den Geist des Menschen nicht vernichten wollen. Der, demselben inwohnende, Tugendsinn ist das Unterpfand seiner Unsterblichkeit.

Erinnerungen an eine Abendszene, wo das Gemüth in heiliger Stille der Betrachtung sich öffnet, in die umgebende Welt hinaus blickt, und fragt: Sollte Gott den menschlichen Geist, Trotz der Ahnung, die er durch edle, weit über dieß Daseyn hinaus fodernde, Bedürfnisse, und selbst durch die Natur, in ihm empor winkt, feindlich vernichten wollen? V. 1 —43. Hierauf antworten

1. Töne der Huld, durch welche der Genius der Welt zu seinen Menschen spricht. V. 44—67. Selbst das Leiden ward zum Schutzgeist der Freude bestellt. Diese holde Pflegerin des Lebens, welches sie aus den Händen der Liebe empfing, kommt uns freundlich entgegen, und schließt sich würdig dem Gefolge der Tugend an. V. 68—106. Eine frohe Begleiterin unserer heiligsten Gefühle ist die Phantasie. Sie erhebt uns über dieß Daseyn hinaus, und feiert mit einer schönen Seele das Leben höherer Welten. V. 107—211. Aus höhern Welten kamen, um uns die Pilgerschaft

Und daß wir sie nur ahnen, nicht ergründen,
Dieß ist ein hoher Wink; er winkt hinauf! hinauf!

Ja, dieses Ahnen: einst die reifre Frucht zu brechen,
Zu wandeln einst in einem reinern Licht,
Ist ein geheiligtes Versprechen,
Womit ein Gott die Zukunft uns verspricht.
Mit diesem feierlichen Gotteworte,
Mit dieser Handschrift, deren Sinn
Mir Ewigkeit verheißt, tret' ich gerettet hin
Zu jener finstern, tief-verschwiegnen Pforte,
Und fodre — denn die Handschrift lügt mir nicht —
Das Leben, welches sie verspricht.

Nur darum senden weit entlegne Sterne
In unsre Wolkentag' ein mattes Licht herein,

Daß unser Geist im dicht verhangnen Lebenshain
Sein eigner Schutzgott werden lerne.
Doch heller wird's um unsern Pfad,
Wenn sich durch das verhallende Getümmel
Der Gegenwart mit seinem stillen Himmel
Der Genius der Zukunft naht.
Er offenbart sich in der hohen
Begeistrung einer schönen That;
Begegnet uns, wo wir der Welt entflohen,
Die zwischen uns und unsern Frieden trat;
Und heiligt zum Genuß der innern Lebensfülle
Die Einsamkeit, die in der Fluth
Des Weltgewühls, wie eine stille,
Verborgne Friedensinsel, ruht.

TAYLOR INST. OXFORD

Da sieht der freie Blick den Strom vorüber gleiten,
Sieht, wie das Küstenland verhüllter Ewigkeiten

Am fernen Horizonte sich erhebt;
Das Morgenland, wohin das Heimweh unsrer Thränen,
Dieß tiefe, nie gestillte Sehnen,
Geheimnißvoll hinüber strebt.

Vierter Gesang.

Inhalt.

Gott ist ein Gott des Lebens. Er kann den Geist des Menschen nicht vernichten wollen. Der, demselben inwohnende, Tugendsinn ist das Unterpfand seiner Unsterblichkeit.

Erinnerungen an eine Abendszene, wo das Gemüth in heiliger Stille der Betrachtung sich öffnet, in die umgebende Welt hinaus blickt, und fragt: Sollte Gott den menschlichen Geist, Trotz der Ahnung, die er durch edle, weit über dieß Daseyn hinaus fodernde, Bedürfnisse, und selbst durch die Natur, in ihm empor winkt, feindlich vernichten wollen? V. 1 — 43. Hierauf antworten

1. Töne der Huld, durch welche der Genius der Welt zu seinen Menschen spricht. V. 44 — 67. Selbst das Leiden ward zum Schutzgeist der Freude bestellt. Diese holde Pflegerin des Lebens, welches sie aus den Händen der Liebe empfing, kommt uns freundlich entgegen, und schließt sich würdig dem Gefolge der Tugend an. V. 68—106. Eine frohe Begleiterin unserer heiligsten Gefühle ist die Phantasie. Sie erhebt uns über dieß Daseyn hinaus, und feiert mit einer schönen Seele das Leben höherer Welten. V. 107—211. Aus höhern Welten kamen, um uns die Pilgerschaft

durch diese noch mehr zu versüßen, die Liebe und die Freundschaft, wie zwei tröstende Genien, herab, und blicken, voll Sehnsucht, nach ihrer Heimath zurück, zu ihrem Himmel, der sie nicht zurückweisen kann. V. 212—246. Diese Sehnsucht, und wenn sie auch in einem leichten, heitern Leben gleichsam in den Hintergrund zurück tritt, verschwindet nie; sie nimmt Phädons letzte Stunde in Anspruch. V. 247—267.

2. Auch die Dunkelheiten unsers Erdendaseyns sind eine Sendung der Huld. Die Stürme des Lebens regen in uns die großen Bedürfnisse auf, die mit der ganzen Kraft ihrer Ansprüche auf eine Zukunft uns begeistern, und über die Erscheinung schwindender Gestalten uns erheben. V. 268—279. Der Sturm, der ein Wolkenheer zusammen trieb, zerreißt auch den Nebelschleier. Lykophrons Trauer. V. 280—316. Leiden wecken endlich in unserm Gemüthe

3. die Kraft der Tugend auf. Der Glaube an die Tugend ward uns, als das sicherste Unterpfand unserer Fortdauer, mitgegeben. Selbst in unsere Gefühle legte der Urheber unserer Natur einen Sinn, der freundlich uns zur Tugend hinzieht. V. 317—326. Kamen nun Leben und Vernichtung aus einer Hand: so ist dieß Daseyn eine Welt der Widersprüche. V. 327—360. Das Leben ist eine flüchtige Erscheinung, in der wir nur unsere Mängel fühlen lernen. Unzufrie-

den mit sich selbst, blickt der Weiseste in die Vergangenheit zurück. V. 361—372. Las Casas Tod. V. 373—404. Es muß eine Zukunft Statt finden, die das Leben weiter bringt. V. 405—417. Die Gestalten der Erde verschwinden; die unsterbliche Kunst sieht ihre Gebilde zerfallen; alles deutet hin auf physischen Tod. V. 418—452. Die Auflösung des irdischen Daseyns ist die opfernde Vergötterungsszene des geistigen Menschen. V. 453—476. Selbst in der Natur findet kein Uebergang zum Nichtseyn Statt. Wir wissen zwar so wenig das Woher, als das Wohin unsers Seyns: genug, daß wir sind; daß die Natur nicht auflösen kann, was im Reiche der Gestalten nicht entsprang; ihr fällt die sinnliche Form unsers Daseyns anheim. V. 477—492. Des Menschen innigstes Seelenleben, die geistige Kraft, zu wollen und zu vollbringen, gehört nicht zu ihren Ansprüchen. V. 493—504. Die Art des Zusammenhanges der geistigen Kraft mit der sinnlichen Organisation begreifen wir nicht. Unabhängig von diesem Geheimnisse ist die Anerkennung unsers innigsten Berufs: fort zu streben zu einer immer mehr befriedigenden Vollendung, die eine Unendlichkeit verbürgt und voraus setzt. V. 505—520. Hymnus. V. 521—532.

Vierter Gesang.

Unsterblichkeit.

Es sey gegrüßt, das Inselland der Stille,
Die Einsamkeit, wo sich der Sturm des Lebens bricht;
Wo die Betrachtung wohnt, und aus der tiefen Fülle
Der Seel' ein Wiederhall aus fernen Welten spricht!

Fleug hin mit deinem Geist zu jenem Wunderthale,
Dem Thal, um welches kühn empor die Tempelhöhn,

Die Felsen, wie Erinnrungsmahle
Von grauen Ewigkeiten, stehn!
Laß noch einmal den Tag vorüber ziehen,
Der, wie ein schöner Wandel, unterging,
Und mit dem Nachklang seiner Harmonieen
Schon zwischen zweien Welten hing,
Als uns dieß Gotteshaus umfing,
Dieß Felsenthal, voll großer Phantasieen!
Wir schauten nach der Rosenwand,
Wohinter mit den letzten Spuren
Das schöne Licht hinunter schwand,
Als über den verlaßnen Fluren
Der Mond, wie eine Hofnung, stand,
Wie ein geweihtes Unterpfand
Der unversiegten Lebensquelle.
Gleich einem dunkeln Leben, wand
Der Strom des Waldes sich durch seine Wasserfälle
Hinab, wohin die Zeit ihn reißt.
Da schlug, wie eine leise Welle,

Der Sinn des Lebens auf in unſerm Geiſt.
Es war ſo ſtill um ihn, wie nach verſtumm-
ten Flöten,
So ſtill, als ob durch die verhüllte Flur
Des Friedens Athemzüge wehten.
Nichts war um uns, als Gott und die
Natur.
Da ſchauderte durch's Herz die Kraft, ſich
auf zu ringen,
Sich los zu retten von den Dingen;
Und freier ſah der Geiſt in's Ewige hinaus;
Und Leben, Lebenswonn' und Licht und Wahr-
heit gingen
Vom hohen Unſichtbaren aus.
Doch fragt der Zweifel: Warf die Gottheit
mit Verachtung
So viel erhabnen Lebensſinn
Und ſo viel Gottheit zur Verſchmachtung
An's große Weltenufer hin?
Tilgt er ihn zürnend weg vor ſeinem Angeſichte,

Die Felsen, wie Erinnrungsmahle
Von grauen Ewigkeiten, stehn!
Laß noch einmal den Tag vorüber ziehen,
Der, wie ein schöner Wandel, unterging,
Und mit dem Nachklang seiner Harmonieen
Schon zwischen zweien Welten hing,
Als uns dieß Gotteshaus umfing,
Dieß Felsenthal, voll großer Phantasieen!
Wir schauten nach der Rosenwand,
Wohinter mit den letzten Spuren
Das schöne Licht hinunter schwand,
Als über den verlaßnen Fluren
Der Mond, wie eine Hofnung, stand,
Wie ein geweihtes Unterpfand
Der unversiegten Lebensquelle.
Gleich einem dunkeln Leben, wand
Der Strom des Waldes sich durch seine Wasserfälle
Hinab, wohin die Zeit ihn reißt.
Da schlug, wie eine leise Welle,

Der Sinn des Lebens auf in unserm Geist.
Es war so still um ihn, wie nach verstummten Flöten,
So still, als ob durch die verhüllte Flur
Des Friedens Athemzüge wehten.
Nichts war um uns, als Gott und die Natur.
Da schauderte durch's Herz die Kraft, sich auf zu ringen,
Sich los zu retten von den Dingen;
Und freier sah der Geist in's Ewige hinaus;
Und Leben, Lebenswonn' und Licht und Wahrheit gingen
Vom hohen Unsichtbaren aus.
Doch fragt der Zweifel: Warf die Gottheit mit Verachtung
So viel erhabnen Lebenssinn
Und so viel Gottheit zur Verschmachtung
An's große Weltenufer hin?
Tilgt er ihn zürnend weg vor seinem Angesichte,

Den Menschengeist, den er so tief,
Und inniger hervor, aus seinem Gotteslichte,
Als alle seine Sonnen, rief? —

Sieh dort! ein liebliches Geflimmer
Erwacht im Schooß der Dunkelheit.
Schon tritt ein rother Morgenschimmer
In meine düstre Einsamkeit.
Du, Herold Gottes! hast du nichts mir zu verkünden? —
Du sprichst: „Mich hat die Huld gesandt.“ —
Willkommen, Lichtaufgang! Die letzten Schatten schwinden,
Aus denen heitres Leben auferstand.
Ein lichtes, himmelblaues Leben,
Woran die Freude, wie ein Rosenwölkchen, hängt,
Wird den erwachten Tag umschweben,
Der liebend seine Welt umfängt.

Wie Blicke, die in heller Wonne schwimmen,
Glänzt der bethaute Halmenhain;
Und Liebe ruft; mit tausend Stimmen,
In ihre Morgenwelt hinein.
Ein jeder Hauch, der über Blumenflächen
Der Aue wandelt, spricht: „O Mensch, die Gottheit liebt!“
Kann rührender die Liebe sprechen,
Als durch den Himmel, den sie giebt?
Vernimm den Sinn, den Geist der süßen Lebenstriebe,
Der tausendstimmig zu dir spricht:
„Vernichten kann der Gott der Liebe,
Vernichten kann der Gott des Lebens nicht.“

Zu einem ernsten Freudentempel weihten
Verborgne Hände diese Welt,
Durch welche lächelnd bald, wie holde Seligkeiten,

Bald warnend, wie der Schmerz, uns Engel hin begleiten,
Von einer höhern Huld uns freundlich zugesellt.
Die Huld hat an die Nasenspitze
Der Freude hingestellt den Schmerz,
Daß, gegen unser eignes Herz,
Er unsre Lebensfreundin schütze.
Verdamme nicht den weisen Schmerz!
Es war in einem Nachtviolen-Grunde,
Da heiligt' er mit einem ernsten Blick
Und hohem Ahnungssinn ihr stillstes Seelenglück:
Vergessen wird sie nicht der weihevollen Stunde;
Die Thräne ließ er ja zum Denkmahl ihr zurück.

Die Liebe hat die Welt geboren;
Die Freude nahm sie schmeichelnd auf den Schooß;

Und Beide haben einen Bund beſchworen,
Es zu beſeligen, das reiche Menſchenloos,
Dieß liebſte Pflegekind der Horen.

Halb fliehend, und nur darum ſchön,
Wirft uns die Freud' auf allen Wegen
Die Blumen ihrer Kron' entgegen.
In Thälern feiert ſie und auf geſchmückten Höhn
Den ſüßen Augenblick; ſie hebt zur Luft die Schwinge
Dem Adler, wie dem Schmetterlinge;
Sie füllt die Lerchenbruſt mit lyriſchem Getön,
Daß ſie die Zeit des Heils den Wolkenhallen ſinge.
Es ſchwebt ihr Geiſt im leiſen Wehn
Der Waldluft hin, und ſchlägt um jeden Zweig die Flügel.
Wenn Taumelwellen auf des Baches Spiegel,
Gleich kindlichen Umarmungen, ſich drehn,

Dann schüttelt sie vom nächsten Hügel
Die bräutliche Bekränzung drauf.
Sie führt den Tanz des jungen Lebens auf;
Sie färbt die Blüthe roth, wie eine Mädchenwange;
Sie zieht als Dyras ein, wo du die Laube wölbst;
Sie folgt als Grazie von fern dem Tugendgange:
Denn werth des Himmels seyn, ist halb der Himmel selbst.

Und daß schon hier im Reich der Sinne
Die junge Paradieseswelt beginne,
Ward unserm Geist ein Wesen zugesellt,
Aus Geist und Sinnlichkeit geboren:
Die Phantasie ward auserkohren,
Zu öfnen uns die reiche Wunderwelt.

Sie zaubert die Vernunft herab von ihren Höhen,
Auf denen hell, doch kalt, das Licht der Sonne strahlt,
Und lockt in Thäler sie, wo Nebeldüfte wehen,
Auf die so blühend sich der Regenbogen malt.
Und über öde, todte Räume
Weiß sie Lebendigkeit und Glanz und Licht zu streun;
Der Freud' erzählt sie rosenfarbne Träume;
Sie singt den Gram mit Himmelsliedern ein.
Sie hat den mächtigen Gesang erzogen,
Der das Gemüth der Erd' entreißt;
Sie schwebet auf der Fluth, auf den belebten Wogen
Der Töne hin, wie Gottes Geist.
Bald seufzen ihre Töne leise Klagen
Der Sehnsucht aus, die schöne Seelen drängt;
Bald flattern sie dahin, gleich frohen Kindertagen,

Den Menschengeist, den er so tief,
Und inniger hervor, aus seinem Gotteslichte,
Als alle seine Sonnen, rief? —

Sieh dort! ein liebliches Geflimmer
Erwacht im Schooß der Dunkelheit.
Schon trit ein rother Morgenschimmer
In meine düstre Einsamkeit.
Du, Herold Gottes! hast du nichts mir zu verkünden? —
Du sprichst: „Mich hat die Huld gesandt.“ —
Willkommen, Lichtaufgang! Die letzten Schatten schwinden,
Aus denen heitres Leben auferstand.
Ein lichtes, himmelblaues Leben,
Woran die Freude, wie ein Rosenwölkchen, hängt,
Wird den erwachten Tag umschweben,
Der liebend seine Welt umfängt.

Wie Blicke, die in heller Wonne schwimmen,
Glänzt der bethaute Halmenhain;
Und Liebe ruft; mit tausend Stimmen,
In ihre Morgenwelt hinein.
Ein jeder Hauch, der über Blumenflächen
Der Aue wandelt, spricht: „O Mensch, die Gottheit liebt!“
Kann rührender die Liebe sprechen,
Als durch den Himmel, den sie giebt?
Vernimm den Sinn, den Geist der süßen Lebenstriebe,
Der tausendstimmig zu dir spricht:
„Vernichten kann der Gott der Liebe,
Vernichten kann der Gott des Lebens nicht.“

Zu einem ernsten Freudentempel weihten
Verborgne Hände diese Welt,
Durch welche lächelnd bald, wie holde Seligkeiten,

Bald warnend, wie der Schmerz, uns Engel hin begleiten,
Von einer höhern Huld uns freundlich zugesellt.
Die Huld hat an die Rasensitze
Der Freude hingestellt den Schmerz,
Daß, gegen unser eignes Herz,
Er unsre Lebensfreundin schütze.
Verdamme nicht den weisen Schmerz!
Es war in einem Nachtviolen-Grunde,
Da heiligt' er mit einem ernsten Blick
Und hohem Ahnungssinn ihr stillstes Seelenglück:
Vergessen wird sie nicht der weihevollen Stunde;
Die Thräne ließ er ja zum Denkmahl ihr zurück.

Die Liebe hat die Welt geboren;
Die Freude nahm sie schmeichelnd auf den Schooß;

Und Beide haben einen Bund beſchworen,
Es zu beſeligen, das reiche Menſchenloos,
Dieß liebſte Pflegekind der Horen.

Halb fliehend, und nur darum ſchön,
Wirft uns die Freud' auf allen Wegen
Die Blumen ihrer Kron' entgegen.
In Thälern feiert ſie und auf geſchmückten Höhn
Den ſüßen Augenblick; ſie hebt zur Luſt die Schwinge
Dem Adler, wie dem Schmetterlinge;
Sie füllt die Lerchenbruſt mit lyriſchem Getön,
Daß ſie die Zeit des Heils den Wolkenhallen ſinge.
Es ſchwebt ihr Geiſt im leiſen Wehn
Der Waldluft hin, und ſchlägt um jeden Zweig die Flügel.
Wenn Taumelwellen auf des Baches Spiegel,
Gleich kindlichen Umarmungen, ſich drehn,

Dann schüttelt sie vom nächsten Hügel
Die bräutliche Bekränzung drauf.
Sie führt den Tanz des jungen Lebens auf;
Sie färbt die Blüthe roth, wie eine Mädchenwange;
Sie zieht als Dyras ein, wo du die Laube wölbst;
Sie folgt als Grazie von fern dem Tugendgange:
Denn werth des Himmels seyn, ist halb der Himmel selbst.

Und daß schon hier im Reich der Sinne
Die junge Paradieseswelt beginne,
Ward unserm Geist ein Wesen zugesellt,
Aus Geist und Sinnlichkeit geboren:
Die Phantasie ward auserkohren,
Zu öfnen uns die reiche Wunderwelt.

Sie zaubert die Vernunft herab von ihren Höhen,
Auf denen hell, doch kalt, das Licht der Sonne strahlt,
Und lockt in Thäler sie, wo Nebeldüfte wehen,
Auf die so blühend sich der Regenbogen malt.
Und über öde, todte Räume
Weiß sie Lebendigkeit und Glanz und Licht zu streun;
Der Freud' erzählt sie rosenfarbne Träume;
Sie singt den Gram mit Himmelsliedern ein.
Sie hat den mächtigen Gesang erzogen,
Der das Gemüth der Erd' entreißt;
Sie schwebet auf der Fluth, auf den belebten Wogen
Der Töne hin, wie Gottes Geist.
Bald seufzen ihre Töne leise Klagen
Der Sehnsucht aus, die schöne Seelen drängt;
Bald flattern sie dahin, gleich frohen Kindertagen,

Um die ein bunter Frühling hängt.
Was sprach so süß, wie ein Gesang der Musen,
Die Harmonieen deines Herzens nach?
Sie rief den Echolaut, zur Stimm' in deinem Busen,
In einer zarten Seele wach.
Sie haucht der Liebe diese Zauberworte,
Sie haucht ihr ein die Seelenmelodie'n;
Sie schmückt das Leben ihr, wie eine Siegerpforte,
Durch die bekränzte Horen ziehn.
Der Hofnung giebt sie morgenrothes Leben,
Und der Erinnerung ein Abendroth voll Ruh;
So treten Beide hin zur Gegenwart, und weben
Dieß Zwischenland mit Blumendecken zu.
Sie faßt die Gegenwart in ihren Zauberspiegel,
Und strahlt verschönert sie zurück;
Sie schwingt sich auf von diesem Hügel,

Und Himmel öfnen sich vor ihrem Seherblick;
Sie schaut hinaus, und sieht ein großes Lebenswandern;
Die goldnen Inseln schwimmen auf und ab;
Ein Engel ist der Tod, und leuchtend dort das Grab;
Und eine Sonne blitzt der andern
Den Gruß der Lieb' und Lebenshofnung zu.
Sie weihte, sie begeisterte die Ruh
Dort in dem Abendthal, das deine Trauer feiert,
Wo durch die grüne Nacht, die weihend nieder hing,
Wie mit Verklärungsglanz umschleiert,
Die himmlische Gestalt der reinsten Seele ging.
Geheim umflüsterte das Laub die Tannenreiser,
Wie Liebeslispel einer jungen Braut;
Und die Natur sprach immer leiser;
Die Gegenwart verschwand, wie ein verklungner Laut.

Um Hehra war's so heilig, wie am Sitze
Der Unschuld, die ein Gott bewacht.
Ein schönes Leuchten, wie verschwiegne Blitze,
Vergoß die heitre Sommernacht.
„So" — sprach die Fromme — „glänzt am dunkeln Erdenstaube
Der stille Gang der Tugend auf. — "
Und ihr Gefühl war Heiligung und Glaube,
Die das begeisterte Gemüth hinauf
Zur Heimathflur geweihter Seelen trugen.
Es feierte der ganze Hain,
Und alle Nachtigallen schlugen
In Hehra's Seelenfest hinein.
Sie blickt' empor, und sah den Schein
Der Abendfackel durch das Grauen
Der Dämmerung am Saum der Nacht herüber schauen.
Da rief sie: „Schön ist doch das dunkle Menschenloos!

Die Erde nimmt uns ſanft auf ihren Blumenſchooß,
Und zeigt von fern uns neue Erden,
Für die ſie uns erzieht; und ſchauerlich und groß
Liegt vor uns da das ernſte Seyn und Werden.
Wie eine Zukunft ſchaut die Abendwelt;
Sie ſchaut uns an aus ihren tiefen Hallen,
Voll Sterne, die das weite Schlummerzelt
Des eingeſchlafnen Tags, wie goldne Träum', umwallen.
Da ſieh das Zweigeſtirn! wie ſchön
Die beiden Sterne dort zuſammen
Am Himmel auf und nieder gehn,
Und ewig ſich einander hold umflammen!
O, laß uns dort Bedeutung ſehn!
Es geht der große Geiſt der Liebe
Durch ſeine Schöpfung, die er trägt und hält,
Und ſchlingt das ſüße Band der holden Wechſelliebe

Hier um ein Herz, und dort um eine Welt.
Wie ruhig dämmert hinter jenen Räumen
Das stille Land, von dem die Sehnsucht spricht, herab!
Es spiegelt sich in unsern schönsten Träumen,
In unserm reinsten Leben ab.
Die sichre Bürgschaft für den Himmel
Ist doch der Himmel hier in unsrer Brust! —"
So Hehra. — Tief versank das rauschende Getümmel;
In Nacht versank der Traum von Schmerz und Lust.

I.

Der Mensch hört auf zu seyn; und schon beginnt der Engel,
Wenn er in sich den Himmel nicht vermißt,
Wenn, Trotz dem Schmerzgefühl der Mängel,
Der Gott in ihm auch mit ihm ist.
Du sahst die Zukunft sich in Hehra's Leben spiegeln:

Da fiel in deine Seel' ein feierliches Licht;
Da legte mit der Liebe Flügeln
Sich um dein Herz die schöne Zuversicht.
Der Glaub' umfaßte nun mit einem Friedensbunde
Dieß Erdenthal und jenes hohe Seyn. —
Begegnen wird dir einst mit dieser reichen Stunde
Die Ewigkeit noch dort am finstern Todtenhain.

Sey Friede dann mit diesem Schattenleben!
Dem Himmel ist es ja so nah verwandt;
Und Lieb' und Freundschaft weihn darin ein stilles Land,
Das sie, wie Genien, umschweben,
Aus einer schönern Welt zu uns herab gesandt;
Wo eine Tugend an die Brust der andern,
Und wo der Gram an's Herz der Liebe fällt:

Da laß uns heiliger vorüber wandern;
Da feiert eine Engelwelt.
Sey hoch beseligt, oder leide;
Das Herz bedarf ein zweites Herz.
Getheilte Freud' ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

Lieb' und Freundschaft wandeln unter guten,
Frommen Menschen tröstend auf und ab;
Treten weinend an ein Blumengrab,
Wo die Brust versank, an der sie ruhten.

Zu der Lichtwelt seufzen sie hinauf:
„Deinen Himmel haben wir verkündet;
Darum nimm uns, wenn hier alles schwindet,
Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf!

Unter wallenden Erinnerungen
Liegt verschattet unser stiller Pfad.

O, vergüte, was die Zeit verschlungen,
Und das Schicksal grausam nieder trat!

Unsre Herzen sind voll Todtenmahle,
Wie der Rasen im Zypressenthale.
Zwischen Gräbern seufzen wir hinauf:
Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf! — "

Ruft dieser Seufzerlaut der reinsten Lebenstriebe
Vergebens einen Himmel an,
Zu retten, was so schön, so feierlich begann? —
Die Sonne droben ist ein großer Blick der Liebe;
Gott schaut mit diesem Blick uns an;
Ihn frag', ob Gott vernichten kann!

Mit Phädon flog am Arm des Glückes
Das heitre Leben hin; es war ihm ein Gesicht,

Das ejn Mal nur erſcheint; die Zukunft war ihm nicht.
Jetzt trit herein der Geiſt des letzten Augenblickes,
Bedeutend ernſt, wie ein Gericht;
Er löſ't die ſanfte Blumenkette,
Mit welcher Phädon gern am ſüßen Leben hing;
Und Hehra trit zur Lagerſtätte,
Wo ſie der Händedruck des Scheidenden empfing,
Er ſprach: „Sieh hier den Tod! in ſeinem Schatten lauert
Bewafnet ein empörtes Schmerzgewühl!
Geiſt — Kraft — und ewig todt! — ach, die Vernichtung ſchauert
So kalt durchs widerſtrebende Gefühl!“
Die Sanfte ſprach; „Wir gehn von Pflichten, Freund, zu Pflichten,
Zu neuer Thätigkeit dahin.“ — Und Phädon rief:

„Dich, Engel, kann ein Gott der Wahrheit nicht vernichten!
Gott! Gott!“ — Er wandte sich; sein brechend Aug' entschlief.

Es ist ein Gott des Rechts! O, glauben wir dem Munde,
Der endlich vor der Tugend ihn bekennt!
O Heil! das höchste Heil der Stunde,
Die tröstend uns den Retter nennt!

Nicht immer schwebt im sanften Blütenregen
Der Geist der Huld um unser Herz;
Das Schicksal klopft mit harten Schlägen
An unsre Brust, und draußen steht der Schmerz.
Wir schrecken auf, und zitternd sinkt das Herz
Auf Trümmer seines Friedens nieder;

Trit näher hin, und er erhebt dich wieder;
Ein Bote Gottes ist der Schmerz.
Er spricht: „Verlaß dieß Wogen und dieß Fluten,
Das Leben heißt — den Traum, der nach Gestalten greift!
Es ist der Geist des Schönen und des Guten,
Der hinter diesen Hüllen reift. — “

Ja, Freund! Gestaltung ist's, worein das Große,
Das Hohe nur die Wurzel schlägt,
Das sein bestrahltes Haupt im Schooße
Des reinen Aethers blühend trägt. —
Es fällt ein Nachtorkan in unsre stillste Feier,
Und jagt ein Wolkenheer herauf;
Doch eben dieser Sturm zerreißt den Wolkenschleier,
Und heitre Stellen gehn am düstern Himmel auf.

Wüst lag die Flur; zerrißne Wolken flogen;
Sie hingen grau vom Horizont herab;
Die Sterne, hinter Wolkengittern, zogen,
Wie stille Geister, auf und ab.
Betäubt saß Lykophron an einem Grabeshügel;
Und eine finstre Nacht kam aus dem Todtenhain,
Und schwang um seinen Geist die schwarzen Schattenflügel;
Nur, wie ein bleicher Mond, sah über ferne Hügel
Noch die Vergangenheit herein.
„Melida!“ — rief er aus — „ach! was wir ewig wähnen,
Zerrann vielleicht, wie Duft im weiten Raum.
Dieß heilige, dieß innig tiefe Sehnen
Ist nur vielleicht ein froh umarmter Traum.
Das Schö[illegible]ward dem Element zum Raube;
Das Liebliche zerfiel, wie Blumenstaub im Hain;

Hier um ein Herz, und dort um eine Welt.
Wie ruhig dämmert hinter jenen Räumen
Das stille Land, von dem die Sehnsucht spricht, herab!
Es spiegelt sich in unsern schönsten Träumen,
In unserm reinsten Leben ab.
Die sichre Bürgschaft für den Himmel
Ist doch der Himmel hier in unsrer Brust!—"
So Hehra. — Tief versank das rauschende Getümmel;
In Nacht versank der Traum von Schmerz und Lust.

4.

Der Mensch hört auf zu seyn; und schon beginnt der Engel,
Wenn er in sich den Himmel nicht vermißt,
Wenn, Trotz dem Schmerzgefühl der Mängel,
Der Gott in ihm auch mit ihm ist.
Du sahst die Zukunft sich in Hehra's Leben spiegeln:

Da fiel in deine Seel' ein feierliches Licht;
Da legte mit der Liebe Flügeln
Sich um dein Herz die schöne Zuversicht.
Der Glaub' umfaßte nun mit einem Friedensbunde
Dieß Erdenthal und jenes hohe Seyn. —
Begegnen wird dir einst mit dieser reichen Stunde
Die Ewigkeit noch dort am finstern Todtenhain.

Sey Friede dann mit diesem Schattenleben!
Dem Himmel ist es ja so nah verwandt;
Und Lieb' und Freundschaft weihn darin ein stilles Land,
Das sie, wie Genien, umschweben,
Aus einer schönern Welt zu uns herab gesandt;
Wo eine Tugend an die Brust der andern,
Und wo der Gram an's Herz der Liebe fällt:

Da laß uns heiliger vorüber wandern;
Da feiert eine Engelwelt.
Sey hoch beseligt, oder leide;
Das Herz bedarf ein zweites Herz.
Getheilte Freud' ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

Lieb' und Freundschaft wandeln unter guten,
Frommen Menschen tröstend auf und ab;
Treten weinend an ein Blumengrab,
Wo die Brust versank, an der sie ruhten.

Zu der Lichtwelt seufzen sie hinauf:
„Deinen Himmel haben wir verkündet;
Darum nimm uns, wenn hier alles schwindet,
Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf!

Unter wandernden Erinnerungen
Liegt verschattet unser stiller Pfad.

O, vergüte, was die Zeit verſchlungen,
Und das Schickſal grauſam nieder trat!

Unſre Herzen ſind voll Todtenmahle,
Wie der Raſen im Zypreſſenthale.
Zwiſchen Gräbern ſeufzen wir hinauf:
Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf! — "

Ruft dieſer Seufzerlaut der reinſten Lebenstriebe
Vergebens einen Himmel an,
Zu retten, was ſo ſchön, ſo feierlich begann? —
Die Sonne droben iſt ein großer Blick der Liebe;
Gott ſchaut mit dieſem Blick uns an;
Ihn frag', ob Gott vernichten kann!

Mit Phädon flog am Arm des Glückes
Das heitre Leben hin; es war ihm ein Geſicht,

Das ejn Mal nur erscheint; die Zukunft war ihm nicht.
Jetzt trit herein der Geist des letzten Augenblickes,
Bedeutend ernst, wie ein Gericht;
Er lös't die sanfte Blumenkette,
Mit welcher Phädon gern am süßen Leben hing;
Und Hehra trit zur Lagerstätte,
Wo sie der Händedruck des Scheidenden empfing,
Er sprach: „Sieh hier den Tod! in seinem Schatten lauert
Bewafnet ein empörtes Schmerzgewühl!
Geist — Kraft — und ewig todt! — ach, die Vernichtung schauert
So kalt durchs widerstrebende Gefühl!“
Die Sanfte sprach; „Wir gehn von Pflichten, Freund, zu Pflichten,
Zu neuer Thätigkeit dahin.“ — Und Phädon rief:

„Dich, Engel, kann ein Gott der Wahrheit nicht vernichten!
Gott! Gott!“ — Er wandte sich; sein brechend Aug' entschlief.

Es ist ein Gott des Rechts! O, glauben wir dem Munde,
Der endlich vor der Tugend ihn bekennt!
O Heil! das höchste Heil der Stunde,
Die tröstend uns den Retter nennt!

Nicht immer schwebt im sanften Blütenregen
Der Geist der Huld um unser Herz;
Das Schicksal klopft mit harten Schlägen
An unsre Brust, und draußen steht der Schmerz.
Wir schrecken auf, und zitternd sinkt das Herz
Auf Trümmer seines Friedens nieder;

Trit näher hin, und er erhebt dich wieder;
Ein Bote Gottes ist der Schmerz.
Er spricht: „Verlaß dieß Wogen und dieß Fluten,
Das Leben heißt — den Traum, der nach Gestalten greift!
Es ist der Geist des Schönen und des Guten,
Der hinter diesen Hüllen reift. — “

Ja, Freund! Gestaltung ist's, worein das Große,
Das Hohe nur die Wurzel schlägt,
Das sein bestrahltes Haupt im Schooße
Des reinen Aethers blühend trägt. —
Es fällt ein Nachtorkan in unsre stillste Feier,
Und jagt ein Wolkenheer herauf;
Doch eben dieser Sturm zerreißt den Wolkenschleier,
Und heitre Stellen gehn am düstern Himmel auf.

Wüst lag die Flur; zerrißne Wolken flogen;
Sie hingen grau vom Horizont herab;
Die Sterne, hinter Wolkengittern, zogen,
Wie stille Geister, auf und ab.
Betäubt saß Lykophron an einem Grabeshügel;
Und eine finstre Nacht kam aus dem Todtenhain,
Und schwang um seinen Geist die schwarzen Schattenflügel;
Nur, wie ein bleicher Mond, sah über ferne Hügel
Noch die Vergangenheit herein.
„Melida!“ — rief er aus — „ach! was wir ewig wähnen,
Zerrann vielleicht, wie Duft im weiten Raum.
Dieß heilige, dieß innig tiefe Sehnen
Ist nur vielleicht ein froh umarmter Traum.
Das Schö[illegible]ward dem Element zum Raube;
Das Liebliche zerfiel, wie Blumenstaub im Hain;

Und doch, doch drückten sich dem zart geformten Staube
Die lichten Spuren eines Engels ein.
Erlosch dieß Seelenlicht, das herrlich aufgelodert?
Verschüttet endlich hier ein todter Hügel Sand
Den hohen Tugendsinn, der seinen Himmel fodert?
Dieß Göttliche, das nicht aus Erdenstaub erstand? — "
Da sieh! ein lichter Nebel kam gezogen;
Und frisch, wie eine blühende Natur,
Umarmte sanft ein schöner Friedensbogen
Die Stille seiner Lebensflur.
Da war's, als spräch' ein Geist zu ihm die Worte:
„Kein Funken einer Göttlichkeit verglüht.
Zu höherm Glanz führt diese Blumenpforte;
Sie ist aus Thränen aufgeblüht. — "

O, Freund! die Hand, die unter Wol-
kendecken
Uns hinführt in den Hain der Luft,
Wirft auch den Sturm an unsre Bruft,
Um tief in uns den Ernst der Zukunft auf zu wecken.
Sie gab die Tugend uns, als eine sichre
Spur,
Und als ein Unterpfand der höheren Natur.
Sie strahlte, daß der Mensch sich selbst ge-
treuer bliebe,
Der Tugend sanften Wiederschein,
Wie Nebensonnen, in die Triebe
Des dämmernden Gefühls hinein.

Und diese Liebe stürzt, ach! wie von
einer Klippe,
Vom Daseyn kalt ein Menschenherz hinab?
Sie reißt den Kelch von unsrer Lippe,
Für den sie so viel Durst uns gab?

Sie ruft, durch die Natur, zur seligsten Vermuthung
Der Dauer, Geist und Herz hinauf,
Und baut, zur gräßlichsten Verblutung
Des Lebens, hier den Opferaltar auf?
Wie? hat sie darum nur in dieser Stufenhalle
Den Menschengeist so hoch hinauf gestellt,
Daß er vom Gipfel seiner Welt
Mit desto tieferm Sturze falle?
Sie sandte selbst den Blick von Licht in seine Nacht,
Aus welcher er doch nie zum hellern Tag erwacht?
Sie hat den Traum von Freiheit in die Seele
Nur darum tief, so tief hinein gelegt,
Damit der Geist in seiner Kerkerhöhle
Die Ketten fühle, die er trägt?
Die Tugend fodert unser Leben,
Sie fodert Opferung, und ihre Vollmacht lügt?

So mag das Laster nicht, so laß den Edeln heben,
Der diese Welt verlor, und jene nicht erſiegt!
Dann kehre weg den Blick vom großen Weltenbuche!
Hohn lacht dir die Natur in ihrem Morgenroth;
Das ganze Leben wird zum Fluche;
Ja, dann iſt Tod um uns, und nichts, als Tod.
Wir wandeln hin im großen Schattenreiche.
Was fallen kann, ſind Trümmer nur;
Die lebende verſenkt die todte Leiche;
Ein ſchrecklich Opferfeſt begehet die Natur.
Der Blutaltar — dort ſteht er aufgerichtet;
An ſeinem Fuße gähnt ein ſchauderhaftes Grab!
Dort wird im Menſchen eine Welt vernichtet!
Dort bricht der Anfang eines Gottes ab! — —

O, diese Widersprüche stürmen
Dich deiner feierlichsten Hofnung zu!
Das Leben triumphirt, und seine Palmen schirmen
Die heilgen Stellen deiner Ruh.
In diese Friedenspalmen flüchte
Dein Glaube sich, wenn er, verjagt
Von Zweifeln, vor dem Weltgerichte,
Das du im Busen trägst, das Menschenloos verklagt;
Wenn er hinauf klagt zu den Sternen,
Daß, in dieß Daseyn eingeengt,
Wir eben nur die Tugend lieben lernen,
Und fort sind, eh' sie uns umfängt.

Laß einen Edeln sich vom Erdenstaub erheben!
Mit einem Seufzer geht der Weiseste dahin.
Las Casas stirbt — o sieh! der ganze Sinn

Des Lebens drückt sich aus in einem solchen Leben.
Wie unbefriedigt schaut er auf den Raum zurück,
Wo seine Tag' ihr kurzes Daseyn hatten!
Das ist der letzte, dunkle Blick;
Es ist, als würf' er nur noch einen leisen Schatten
Aus einer höhern Welt zurück.
Er sieht die Zeit, wie sie, mit aufgerißnem Flügel,
Dahin mit unsern Thaten flieht.
So trit er auf den letzten Hügel,
Um den ein Abendtraum vom langen Tage zieht.
Zu seinen Füßen schreit Chiappo's Volk in Ketten,
Die Spaniens Tyrann um freie Menschen wand;

Der fromme Seelenhirt streckt zitternd aus die Hand,
Vom Drucke die Verzweifelnden zu retten;
Und, wie ein Segen, hängt an seinem Blick die Ruh.
Sein Wüthrich zürnt herab von seinem goldnen Sessel;
Las Casas bebt, und wirft die kaum gelöst'te Fessel
Den armen schwarzen Brüdern zu.
Da, wo er rettete, schwebt ein erhabner Engel;
Und wo sein Muth der Tyrannei erlag,
Bedeckt die Stell' ein dunkler Tag.
Es ist der Schatten seiner Mängel;
Er kennt ihn wohl, und büßt ihn seufzend ab.
Ein Himmelsahnen schwebt nun sanft, wie eine helle,
Versöhnende Gestalt, auf seinen Geist herab.

Das reinste Leben gleicht der Quelle;
Auf ihren Spiegel fällt des Sonnengottes Blick;
Doch die, vom Schlamm des Ufers trübe, Welle
Strahlt ihn mit Zittern nur dem hehren Gott zurück.

Und solch ein Leben streckt umsonst die Hand hinüber
Nach einem höhern Ziel, das aus der Ferne winkt?
Es fällt, wie ein Phantom, ein Luftbild, welches trüber
Und immer trüber itzt in seine Nacht versinkt? — —
So kann, so darf das Heilige nicht enden!
Hinüber sichernd über Nacht und Grab,
Kam zu des Menschen Geist das Göttliche herab,

An ihn den Himmel zu verpfänden.
Verkündet nicht der freie Göttermuth,
Daß er aus fremden Welten stamme?
Auflodern wird die reine Vestagluth,
Die schöne Funken sprüht, zur hellern Aetherflamme.
Nur was der Erd' entsteigt, wird auch der Erde Raub.
Geschlechter schwinden fort, noch ehe sie veralten;
Wie Nebel ziehn dahin die dämmernden Gestalten;
Sie schütteln grauenden Verwesungsstaub
Aus langen, düstern Schleierfalten;
Und was bekränzt war, trägt verdorrtes Laub.
Die Gegenwart trit auf; und weg vom jüngern Lichte
Sinkt immer tiefer die Vergangenheit,
Die Weltgeschichte selbst begräbt die Weltgeschichte,

Verwischt den alten Schattenriß der Zeit.
Die Mahle der Vergötterung verwittern!
Die ewige Natur reißt stolze Zedern fort.
Schau! wie versteinerte Jahrtausende, stehn dort
Die Riesenfelsen auf — die Zeit wird sie zersplittern.
Das Hohe fällt; und eine dumpfe Nacht
Steht lauernd hinter jedem Schimmer.
Wir trauern über Hella's Trümmer;
Und finster blickt der Ernst auf Roms versunkne Pracht.
Verschüttet sind, Athene, deine Hallen,
Wo seinen lichten Kranz der Genius erflog!
Dein Riesenbogen ist zerfallen,
O Rom, durch den dein Triumphator zog!
Das Heiligthum des kühnen Säulenganges
Umwuchert längst entweihendes Gesträuch;
Und leise seufzet noch aus ihrem Schattenreich
Die Muse des aonischen Gesanges.

So ist der reichste Glanz ein flüchtiger Genuß!
So sinkt dahin, was hohe Kunst gestaltet! —
Doch dauernd ist, was innen waltet:
Unsterblich ist der Genius!

Entstehen, Seyn, und Tod! — Verhängnißvolle Worte,
Ihr seyd der Inhalt jedes Erdentraums!
Des feierlichen Throns, so wie des Hüttenraums!
Die Erd' ist das Gerüst der engen, grünen Pforte,
Des Schattengangs, der sich hinab in's Dunkel zieht,
Wohin der Thor mit Graun, mit Ernst der Weise sieht.
Dort zittert schwer ein müder Greis hinunter;
Ein reiches Leben ging in seinen Tagen unter;
Die Welt ist nicht mehr sein, die seine ging zur Ruh.

Er wankt ihr einsam nach — „Wohin?“ —
Wohin, fragst Du?
Die Blume neigt ihr Haupt zur mütterlichen
Erde;
Sie fragt nicht, ob ein Morgenroth
Zu irgend einem Lenz sie wieder wecken werde.
Der Mensch nur fühlet seinen Tod.

Und dieß Gefühl empört sich nicht vergebens;
Es ist die Stimme, welche, tief
Aus seinem Innersten, zur Dauer ihn berief.
Dort aus dem Schatten des, schon halb verschwundnen, Lebens
Spricht diese Stimme leis' hervor:
„Seyn werd' ich, weil ich bin. Nur die
Vergöttrung fodert
Den ernsten Opfertag. Aus dunkler Asche
lodert
Die leuchtende Verherrlichung empor. — “

Mit tiefen Schatten ist der Altar überhangen,
Auf dem das Opfer fallen wird.
Noch ist der Göttertag nicht aufgegangen,
Wohin, durch's Urnenthal, der Blick der Sehnsucht irrt. —
Die Weihung naht; sie lös't die heilgen Stunden,
Die Liebespfänder ihres Himmels, ein.
Bezahlet ist die Schuld; die Erd' ist abgefunden;
Und nun beginnt ein neues Seyn.
Vom Seyn zum Seyn geht alles Leben über;
Gestaltung reift zur Umgestaltung nur;
Und die Erscheinung schwebt vorüber.
Zum Nichtseyn ist kein Schritt in der Natur.
Es mag ihr Flammenblitz den Eichwald nieder brennen;
Und aufgelös't ist eine Form des Seyns.
Nur was sich fügte, mag sie trennen;
Des Menschen Geist ist innig Eins.

Zwar überschattet Nacht den Urquell unsrer Tage;
Wir wissen nicht, woher, wir wissen nicht, wohin
Der große Strom die kleine Quelle trage;
Doch mein Triumph ist, daß ich bin!
Wir wissen nicht, wohin! drum müßten wir verschwinden?
Wir wissen nicht, woher! und doch, o Freund, wir sind!
Die kleine Welle, die im Sande still verrinnt,
Sie rinnt im Dunkel fort, und wird ihr Ufer finden.

Des Daseyns Bürgschaft ist die Kraft in meiner Brust,
Daß ich das Beßre will; und dieser ernste Wille
Ist meines Daseyns höchste Fülle.

Durch mich bin ich mir dieses Seyns bewußt,
Das, unbedürftig jener Gaben
Der Weltnatur, in ihrem Schooße reift,
Doch nicht aus ihr entstammt, und, über sie erhaben,
Die hohe Geisterwelt ergreift.
Frag die Natur! sie weiß, was sie gegeben,
Und was ihr Rasen nicht begräbt.
Dein — innig dein ist dieses Seelenleben,
Die Kraft, der Geist, der dich zum freien Gott erhebt.

Wie Geist und Körper ist, und wie sich Eins hinüber
In's Andre tief zu einem Seyn verflicht,
Zu einem solchen Seyn? — Der Mensch erforscht es nicht;
Es ruhet Gottes Hand darüber.

Erforschten wir es auch, sprich: Was gewönnen wir?
Gewönnen wir an Muth und Kraft, uns auf zu schwingen,
Und unsern Himmel selbst hienieden zu erringen? —
Genug! die Tugend bürgt dafür,
Daß nicht in der Natur ein Quell versiegen werde,
Der jenseit der Natur entrann.
Was irdisch ist, gehört der Erde;
Das Heilige gehört dem Himmel an. —
Seyn werd' ich, weil ich bin. Triumphgesang, erschalle!
Erschalle tief in die Unendlichkeit hinein,
Daß aus der Tiefe laut dein Jubel widerhalle!
Triumph! ich bin; und darum werd' ich seyn!

Unsterblichkeit, auf hehren Schwingen
Erflieget der Geist dein lichteres Reich.
Weit hinter ihm, wo die Gestalten ringen,
Verrauschet der Sturm am dürren Gesträuch.

Ihr, vom Naturgesetz gehalten,
Ihr Sonnen, durchstrahlt den ewigen Raum;
Mein Geist fliegt auf von den Naturgewalten,
Und leuchtender strahlt sein ahnender Traum.

Es ist von ihm hinweg gesunken
Der irdische Druck; das Göttliche nur,
Den heiligen, den reinen Aetherfunken
Entwinket ein Gott dem Schooß der Natur!

Fünfter Gesang.

Inhalt.

Im Menschen ist das Ziel des Menschen, der Grund seiner höheren Hofnungen, auf zu suchen. V. 1—10.

1. In ihm finden wir, wir mögen ihn in seiner Erhebung oder in seinem Falle beobachten, eine gewisse Kraft, die auf das Bestimmtwerden seines Strebens einen bedeutenden Einfluß äußert. V. 11—40. Zugleich wirken auf sein Gemüth Triebe, die auf sinnlichen Genuß sich beziehen. Aus dieser Verknüpfung zweier, einander widerstreitender, Naturen tritt eine räthselhafte Erscheinung, aus ihrer friedlichen Vereinigung aber hohe, idealische Vollkommenheit des Individuums hervor. V. 41—68. Jene Kraft, im höheren Grade ihrer Beharrlichkeit, giebt der Wirksamkeit des Menschen einen Schwung, der, selbst in seiner verderblichsten Richtung, den Beobachter zum Erstaunen fortreißt. Das Große darin hält ihn fest. V. 69—85. Diese Kraft nun, von einer edleren, wohlthätigen Zweckmäßigkeit geleitet, stellt eine Hoheit auf, die wir mit Entzücken bewundern: sie führt uns das Ideal der Tugend vor die Seele. V. 86—97. Da erst, als die Menschheit das Zeitalter der kindlichen Einfalt und Unschuld überlebt hatte, begann das Be-

dürfniß der Tugend und ihrer tröstenden Hofnung, dringender zu werden. V. 98 — 123.

2. Das Ideal ihrer höchsten Vollendung steht nun dem engen Zeitinhalt unsers Erdenlebens gegen über, welches die Möglichkeit ausschließt, jenes zu erreichen. V. 124 — 149. Die Vernunft ist also genöthigt, eine Fortsetzung unsers Daseyns anzunehmen. Hymnus: Das Götterthum des Menschen. V. 150—170. Der Glaube an dieß Fortschreiten des Lebens dringt sich uns unwiderstehlich auf, wenn wir die Unschuld hülflos leiden sehen. Die Stimme eines innern Gerichts fodert Gerechtigkeit für sie. V. 171—203. Diese innere Stimme, die den Frevel verdammt und die Unschuld in Schutz nimmt, legt eben dadurch ein Glaubensbekenntniß für ein höheres Leben ab; und das Entzücken, welches eine Edelthat in das beobachtende Gemüth zurück wirft, ist ein Vorgenuß jenes höheren Daseyns; oder der Mensch ist zur Lüge geboren, zum Widerspruche mit sich selbst. V. 204—227. Unendlich erhaben ist die Bestimmung des Menschen. Ein inneres Gesetz, ein Beruf voll Hoheit und Würde ist die Jünger-Weihe für ein höheres Seyn, das Unterpfand eines Himmels, der Erhebung gebietet. V. 228 — 255. Brutus schmähet die Tugend, weil sie Rom ihm nicht erretten half; allein ihr Reich, ihr Friede ist nicht von dieser Welt. Der Gang der Natur schreitet in den Gränzen der Nothwendigkeit fort. V. 256—285. Es ist die Aufgabe

der höheren Natur des Menschen, im Kampfe mit der sinnlichen, ihre Vollendung mehr zu entwickeln, und in sich und durch sich selbst zu seyn. Aus diesem Kampfe geht die geübtere Kraft des bessern Willens glorreich hervor. V. 286—312. Der edle Garve verdiente hier wol, zum Beispiel zu dienen. Während der schmerzvollsten Krankheit, die seinen Tod herbei führte, und unter Geduld erschöpfenden Qualen schrieb er die schöne Abhandlung über die Geduld, mit einer Kraft, die den edeln Mann so hoch über physische Gewalten erhebt. V. 313—332. In eben dem Maaße, wie die Kraft einer würdigen Bestrebung dem Edlen erhebt, wirkt

3. ihre Gewalt niederschlagend auf das Gemüth des Leichtsinnigen, oder des Freblers. Ihr Bild bleibt dem Leben zurück, aus welchem sie floh. Ihr huldigen zitternd die Heuchelei und die Reue. V. 333—400. Die seltsamen Erscheinungen der Furcht eines strafenden Bewußtseyns sind der Tugend heilige Ahnungen, die im edlern Gemüthe zu Himmelsgeistern werden, im Blick der Unschuld uns anleuchten, und Licht und Friede um gute Menschen verbreiten. V. 401—438. Dieß Morgenroth eines höheren Lebens strahlte heller an Hehra's schöner Seele hervor, im Gegensatze mit einem Gemüthe, welches den hohen Ernst des Lebens unter reizenden Täuschungen verliert. V. 439—487. Ein innerer Ruf, diese Stimme einer Nemesis ist unsere Führerin durch das Le

ben. V. 488—502. Oft läßt sie sich in einem großen Beispiele der siegenden Kraft vernehmen. Christus stellt in der furchtbaren Erhabenheit seines Lebens ein solches Beispiel auf. V. 503—525. Hymnus V. 526—545.

Fünfter Gesang.

Tugend.

So wag' es dann, o Freund! zu dir dich zu erheben;
So wag' es, dann, zu haben, was du hast;
Zu finden, was dein Herz umfaßt;
Zu glauben an dein eignes Leben,
Wovon das Pfand, ein hoch geweihtes Gut,
In deinem innern Daseyn ruht!
Im innern Daseyn liegt ein Buch uns aufgeschlagen,
Wie eine ofne Gegenwart.

Die Pythia in uns laß uns befragen!
Sie weisſagt uns das Ziel, das unſer harrt.

Wer iſt der Menſch? — Auf beiden Wegen:
Zu ihm hinab, zu ihm hinan,
Weht uns ein Gotteshauch entgegen,
Und kündigt uns den hohen Menſchen an.
Es flammt in ihm ein reines Götterfeuer;
Hoch flammt es auf; doch ſtürzet er einmal
Sich von ſich ſelbſt herab: ein ſolches Ungeheuer
Birgt keine wilde Kluft, verhüllt kein grauſes Thal.
Mit Zittern ſtaun' ich ſeine Höhen
In ſchrecklich wüſten Trümmern an!
Wie hoch muß nicht ein Weſen ſtehen,
Das ſo erſchütternd fallen kann!

Begeistert blicktest du, in feierlichen Stunden,
Zur Göttlichkeit der Tugendkraft hinauf;
Und hast du in der Tugend Gott gefunden:
So such' ihn auch im Laster auf!
Ja, find' im Taumel Alexanders
Ruinen von Erhabenheit!
Was war sein Heldenwahnsinn anders,
Als die gefallne Göttlichkeit?
Sie fiel erschütternd, wie der Friede
Der Welt, wohin er Mord und Freveltaten trug,
Der Welt, worin er nichts so tief, als sich, erschlug.
Groß war der stolze Philippide;
Die Hoheit war in ihm zerstört.
Das große Laster, das dein Herz empört,
Ist die gestürzte Pyramide,
Die, ach! zum Staub hinab die Flammenspitze kehrt;

Es ist der Wetterstrahl, der leuchtet und verheert.

4° Der Tugend Sonnenblick heißt: Friede.

Wenn kalt ein Wüthrich dort den Frieden niederstürmt,
Dann überstrahlet hier, wie mildes Frühlingswetter,
Den stillern Zeitengang ein sanfter, edler Retter,
Der mit geweihtem Arm die Menschheit überschirmt.
Die Erde stellt dem Himmel nichts Verhaßters
Und nichts Geliebters, als den Menschen, auf;
Und dieß Amphibion der Tugend und des Lasters,
Wo löst es einst in Harmonie sich auf?
Der wunderbare Mensch! im Guten und im Bösen

Gleich unbegreiflich sich! O sprich, wer hat
der Zeit
Dieß große Räthsel auf? wer wird, wer
kann es lösen?
Die Weisheit einer Ewigkeit!

Zwei Mächte sind im Menschen tief ver-
schlungen,
Die der Verstand selbst anerkennen muß;
Der Ruf der Tugend dort — sie fodert Op-
ferungen,
Und hier die Sinnlichkeit — sie dringet auf
Genuß.
Getrennt sind diese beiden Mächte;
Und jede fodert Huldigung,
Und fodert sie mit unbestrittnem Rechte;
Doch ringen beide nach Vereinigung.
Und zwischen beide tritt versöhnend
Das hohe Ideal der Sittenwürdigkeit,

Inhalt.

Im Menschen ist das Ziel des Menschen, der Grund seiner höheren Hofnungen, auf zu suchen. V. 1—10.

1. In ihm finden wir, wir mögen ihn in seiner Erhebung oder in seinem Falle beobachten, eine gewisse Kraft, die auf das Bestimmtwerden seines Strebens einen bedeutenden Einfluß äußert. V. 11—40. Zugleich wirken auf sein Gemüth Triebe, die auf sinnlichen Genuß sich beziehen. Aus dieser Verknüpfung zweier, einander widerstreitender, Naturen tritt eine räthselhafte Erscheinung, aus ihrer friedlichen Vereinigung aber hohe, idealische Vollkommenheit des Individuums hervor. V. 41—68. Jene Kraft, im höheren Grade ihrer Beharrlichkeit, giebt der Wirksamkeit des Menschen einen Schwung, der, selbst in seiner verderblichsten Richtung, den Beobachter zum Erstaunen fortreißt. Das Große darin hält ihn fest. V. 69—85. Diese Kraft nun, von einer edleren, wohlthätigen Zweckmäßigkeit geleitet, stellt eine Hoheit auf, die wir mit Entzücken bewundern: sie führt uns das Ideal der Tugend vor die Seele. V. 86—97. Da erst, als die Menschheit das Zeitalter der kindlichen Einfalt und Unschuld überlebt hatte, begann das Be-

dürfniß der Tugend und ihrer tröstenden Hofnung, dringender zu werden. V. 98—123.

2. Das Ideal ihrer höchsten Vollendung steht nun dem engen Zeitinhalt unsers Erdenlebens gegen über, welches die Möglichkeit ausschließt, jenes zu erreichen. V. 124—149. Die Vernunft ist also genöthigt, eine Fortsetzung unsers Daseyns anzunehmen. Hymnus: Das Götterthum des Menschen. V. 150—170. Der Glaube an dieß Fortschreiten des Lebens dringt sich uns unwiderstehlich auf, wenn wir die Unschuld hülflos leiden sehen. Die Stimme eines innern Gerichts fodert Gerechtigkeit für sie. V. 171—203. Diese innere Stimme, die den Frevel verdammt und die Unschuld in Schutz nimmt, legt eben dadurch ein Glaubensbekenntniß für ein höheres Leben ab; und das Entzücken, welches eine Edelthat in das beobachtende Gemüth zurück wirft, ist ein Vorgenuß jenes höheren Daseyns; oder der Mensch ist zur Lüge geboren, zum Widerspruche mit sich selbst. V. 204—227. Unendlich erhaben ist die Bestimmung des Menschen. Ein inneres Gesetz, ein Beruf voll Hoheit und Würde ist die Jüngers-Weihe für ein höheres Seyn, das Unterpfand eines Himmels, der Erhebung gebietet. V. 228—255. Brutus schmähet die Tugend, weil sie Rom ihm nicht erretten half; allein ihr Reich, ihr Friede ist nicht von dieser Welt. Der Gang der Natur schreitet in den Gränzen der Nothwendigkeit fort. V. 256—285. Es ist die Aufgabe

der höheren Natur des Menschen, im Kampfe mit der sinnlichen, ihre Vollendung mehr zu entwickeln, und in sich und durch sich selbst zu seyn. Aus diesem Kämpfe geht die geübtere Kraft des bessern Willens glorreich hervor. V. 286 — 312. Der edle Garve verdiente hier wol, zum Beispiel zu dienen. Während der schmerzvollsten Krankheit, die seinen Tod herbei führte, und unter Geduld erschöpfenden Qualen schrieb er die schöne Abhandlung über die Geduld, mit einer Kraft, die den edeln Mann so hoch über physische Gewalten erhebt. V. 313 — 332. In eben dem Maaße, wie die Kraft einer würdigen Bestrebung dem Edlen erhebt, wirkt

3. ihre Gewalt niederschlagend auf das Gemüth des Leichtsinnigen, oder des Frevlers. Ihr Bild bleibt dem Leben zurück, aus welchem sie floh. Ihr huldigen zitternd die Heuchelei und die Reue. V. 333—400. Die seltsamen Erscheinungen der Furcht eines strafenden Bewußtseyns sind der Tugend heilige Ahnungen, die im edlern Gemüthe zu Himmelsgeistern werden, im Blick der Unschuld uns anleuchten, und Licht und Friede um gute Menschen verbreiten. V. 401—438. Dieß Morgenroth eines höheren Lebens strahlte heller an Hehra's schöner Seele hervor, im Gegensatze mit einem Gemüthe, welches den hohen Ernst des Lebens unter reizenden Täuschungen verliert. V. 439—487. Ein innerer Ruf, diese Stimme einer Nemesis ist unsere Führerin durch das Le-

den. V. 488—502. Oft läßt sie sich in einem großen Beispiele der siegenden Kraft vernehmen. Christus steht in der furchtbaren Erhabenheit seines Lebens ein solches Beispiel auf. V. 503—525. Hymnus V. 526—545.

Fünfter Gesang.

Tugend.

So wag' es dann, o Freund! zu dir dich zu erheben;
So wag' es, dann, zu haben, was du hast;
Zu finden, was dein Herz umfaßt;
Zu glauben an dein eignes Leben,
Wovon das Pfand, ein hoch geweihtes Gut,
In deinem innern Daseyn ruht!
Im innern Daseyn liegt ein Buch uns aufgeschlagen,
Wie eine ofne Gegenwart,

Die Pythia in uns laß uns befragen!
Sie weisſagt uns das Ziel, das unſer harrt.

Wer iſt der Menſch? — Auf beiden Wegen:
Zu ihm hinab, zu ihm hinan,
Weht uns ein Gotteshauch entgegen,
Und kündigt uns den hohen Menſchen an.
Es flammt in ihm ein reines Götterfeuer;
Hoch flammt es auf; doch ſtürzet er einmal
Sich von ſich ſelbſt herab: ein ſolches Ungeheuer
Birgt keine wilde Kluft, verhüllt kein grauſes Thal.
Mit Zittern ſtaun' ich ſeine Höhen
In ſchrecklich wüſten Trümmern an!
Wie hoch muß nicht ein Weſen ſtehen,
Das ſo erſchütternd fallen kann!

Begeistert blickte du, in feierlichen Stunden,
Zur Göttlichkeit der Tugendkraft hinauf;
Und hast du in der Tugend Gott gefunden:
So such' ihn auch im Laster auf!
Ja, find' im Taumel Alexanders
Ruinen von Erhabenheit!
Was war sein Heldenwahnsinn anders,
Als die gefallne Göttlichkeit?
Sie fiel erschütternd, wie der Friede
Der Welt, wohin er Mord und Freveltaten trug,
Der Welt, worin er nichts so tief, als sich, erschlug.
Groß war der stolze Philippide;
Die Hoheit war in ihm zerstört.
Das große Laster, das dein Herz empört,
Ist die gestürzte Pyramide,
Die, ach! zum Staub hinab die Flammenspitze kehrt;

Es ist der Wetterstrahl, der leuchtet und
verheert.

4° Der Tugend Sonnenblick heißt: Friede.

Wenn kalt ein Wüthrich dort den Frieden
niederstürmt,
Dann überstrahlet hier, wie mildes Frühlingswetter,
Den stillern Zeitengang ein sanfter, edler
Retter,
Der mit geweihtem Arm die Menschheit überschirmt.
Die Erde stellt dem Himmel nichts Verhaßters
Und nichts Geliebters, als den Menschen, auf;
Und dieß Amphibion der Tugend und des Lasters,
Wo löst' es einst in Harmonie sich auf?
Der wunderbare Mensch! im Guten und im
Bösen

Gleich unbegreiflich sich! O sprich, wer hat
der Zeit
Dieß große Räthsel auf? wer wird, wer
kann es lösen?
Die Weisheit einer Ewigkeit!

Zwei Mächte sind im Menschen tief ver-
schlungen,
Die der Verstand selbst anerkennen muß:
Der Ruf der Tugend dort — sie fodert Op-
ferungen,
Und hier die Sinnlichkeit — sie dringet auf
Genuß.
Getrennt sind diese beiden Mächte;
Und jede fodert Huldigung,
Und fodert sie mit unbestrittnem Rechte;
Doch ringen beide nach Vereinigung.
Und zwischen beide trit versöhnend
Das hohe Ideal der Götterwürdigkeit,

Inhalt.

Im Menschen ist das Ziel des Menschen, der Grund seiner höheren Hofnungen, auf zu suchen. V. 1—10.

1. In ihm finden wir, wir mögen ihn in seiner Erhebung oder in seinem Falle beobachten, eine gewisse Kraft, die auf das Bestimmtwerden seines Strebens einen bedeutenden Einfluß äußert. V. 11—40. Zugleich wirken auf sein Gemüth Triebe, die auf sinnlichen Genuß sich beziehen. Aus dieser Verknüpfung zweier, einander widerstreitender, Naturen tritt eine räthselhafte Erscheinung, aus ihrer friedlichen Vereinigung aber hohe, idealische Vollkommenheit des Individuums hervor. V. 41—68. Jene Kraft, im höheren Grade ihrer Beharrlichkeit, giebt der Wirksamkeit des Menschen einen Schwung, der, selbst in seiner verderblichsten Richtung, den Beobachter zum Erstaunen fortreißt. Das Große darin hält ihn fest. V. 69—85. Diese Kraft nun, von einer edleren, wohlthätigen Zweckmäßigkeit geleitet, stellt eine Hoheit auf, die wir mit Entzücken bewundern: sie führt uns das Ideal der Tugend vor die Seele. V. 86—97. Da erst, als die Menschheit das Zeitalter der kindlichen Einfalt und Unschuld überlebt hatte, begann das Be-

dürfniß der Tugend und ihrer tröstenden Hofnung, dringender zu werden. V. 98—123.

2. Das Ideal ihrer höchsten Vollendung steht nun dem engen Zeitinhalt unsers Erdenlebens gegen über, welches die Möglichkeit ausschließt, jenes zu erreichen. V. 124—149. Die Vernunft ist also genöthigt, eine Fortsetzung unsers Daseyns anzunehmen. Hymnus: Das Götterthum des Menschen. V. 150—170. Der Glaube an dieß Fortschreiten des Lebens dringt sich uns unwiderstehlich auf, wenn wir die Unschuld hülflos leiden sehen. Die Stimme eines innern Gerichts fodert Gerechtigkeit für sie. V. 171—203. Diese innere Stimme, die den Frevel verdammt und die Unschuld in Schutz nimmt, legt eben dadurch ein Glaubensbekenntniß für ein höheres Leben ab; und das Entzücken, welches eine Edelthat in das beobachtende Gemüth zurück wirft, ist ein Vorgenuß jenes höheren Daseyns; oder der Mensch ist zur Lüge geboren, zum Widerspruche mit sich selbst. V. 204—227. Unendlich erhaben ist die Bestimmung des Menschen. Ein inneres Gesetz, ein Beruf voll Hoheit und Würde ist die Jüngers-Weihe für ein höheres Seyn, das Unterpfand eines Himmels, der Erhebung gebietet. V. 228—255. Brutus schmähet die Tugend, weil sie Rom ihm nicht erretten half; allein ihr Reich, ihr Friede ist nicht von dieser Welt. Der Gang der Natur schreitet in den Gränzen der Nothwendigkeit fort. V. 256—285. Es ist die Aufgabe

der höheren Natur des Menschen, im Kampfe mit der sinnlichen, ihre Vollendung mehr zu entwickeln, und in sich und durch sich selbst zu seyn. Aus diesem Kampfe geht die geläuterte Kraft des bessern Willens glorreich hervor. V. 286—312. Der edle Garve verdiente hier wol, zum Beispiel zu dienen. Während der schmerzvollsten Krankheit, die seinen Tod herbei führte, und unter Geduld erschöpfenden Qualen schrieb er die schöne Abhandlung über die Geduld, mit einer Kraft, die den edeln Mann so hoch über physische Gewalten erhebt. V. 313—332. In eben dem Maaße, wie die Kraft einer würdigen Bestrebung dem Edlen erhebt, wirkt

3. ihre Gewalt niederschlagend auf das Gemüth des Leichtsinnigen, oder des Frevlers. Ihr Bild bleibt dem Leben zurück, aus welchem sie floh. Ihr huldigen zitternd die Heuchelei und die Reue. V. 333—400. Die seltsamen Erscheinungen der Furcht eines strafenden Bewußtseyns sind der Tugend heilige Ahnungen, die im edlern Gemüthe zu Himmelsgeistern werden, im Blick der Unschuld uns anleuchten, und Licht und Friede um gute Menschen verbreiten. V. 401—438. Dieß Morgenroth eines höheren Lebens strahlte heller an Hehra's schöner Seele hervor, im Gegensatze mit einem Gemüthe, welches den hohen Ernst des Lebens unter reizenden Täuschungen verliert. V. 439—487. Ein innerer Ruf, diese Stimme einer Nemesis, ist unsere Führerin durch das Le-

ben. V. 488—502. Oft läßt sie sich in einem großen Beispiele der siegenden Kraft vernehmen. Christus stellt in der furchtbaren Erhabenheit seines Lebens ein solches Beispiel auf. V. 503—525. Hymnus V. 526—545.

Fünfter Gesang.

Tugend.

So wag' es dann, o Freund! zu dir dich zu erheben;
So wag' es dann, zu haben, was du haſt;
Zu finden, was dein Herz umfaßt;
Zu glauben an dein eignes Leben,
Wovon das Pfand, ein hoch geweihtes Gut,
In deinem innern Daſeyn ruht!
Im innern Daſeyn liegt ein Buch uns aufgeſchlagen,
Wie eine ofne Gegenwart.

Die Pythia in uns laß uns befragen!
Sie weissagt uns das Ziel, das unser harrt.

Wer ist der Mensch? — Auf beiden Wegen:
Zu ihm hinab, zu ihm hinan,
Weht uns ein Gotteshauch entgegen,
Und kündigt uns den hohen Menschen an.
Es flammt in ihm ein reines Götterfeuer;
Hoch flammt es auf; doch stürzet er einmal
Sich von sich selbst herab: ein solches Ungeheuer
Birgt keine wilde Kluft, verhüllt kein grauses Thal.
Mit Zittern staun' ich seine Höhen
In schrecklich wüsten Trümmern an!
Wie hoch muß nicht ein Wesen stehen,
Das so erschütternd fallen kann!

Begeistert blicktest du, in feierlichen Stunden,
Zur Göttlichkeit der Tugendkraft hinauf;
Und hast du in der Tugend Gott gefunden:
So such' ihn auch im Laster auf!
Ja, find' im Taumel Alexanders
Ruinen von Erhabenheit!
Was war sein Heldenwahnsinn anders,
Als die gefallne Göttlichkeit?
Sie fiel erschütternd, wie der Friede
Der Welt, wohin er Mord und Freveltaten trug,
Der Welt, worin er nichts so tief, als sich, erschlug.
Groß war der stolze Philippide;
Die Hoheit war in ihm zerstört.
Das große Laster, das dein Herz empört,
Ist die gestürzte Pyramide,
Die, ach! zum Staub hinab die Flammenspitze kehrt;

Es ist der Wetterstrahl, der leuchtet und
verheert.

4° Der Tugend Sonnenblick heißt: Friede.

Wenn kalt ein Wüthrich dort den Frieden
niederstürmt,
Dann überstrahlet hier, wie mildes Frühlingswetter,
Den stillern Zeitengang ein sanfter, edler
Retter,
Der mit geweihtem Arm die Menschheit überschirmt.
Die Erde stellt dem Himmel nichts Verhaßters
Und nichts Geliebters, als den Menschen, auf;
Und dieß Amphibion der Tugend und des Lasters,
Wo löst es einst in Harmonie sich auf?
Der wunderbare Mensch! im Guten und im
Bösen

Gleich unbegreiflich sich! O sprich, wer gab der Zeit
Dieß große Räthsel auf? wer wird, wer kann es lösen?
Die Weisheit einer Ewigkeit!

Zwei Mächte sind im Menschen tief verschlungen,
Die der Verstand selbst anerkennen muß;
Der Ruf der Tugend dort — sie fodert Opferungen,
Und hier die Sinnlichkeit — sie dringet auf Genuß.
Getrennt sind diese beiden Mächte;
Und jede fodert Huldigung,
Und fodert sie mit unbestrittnem Rechte;
Doch ringen beide nach Vereinigung.
Und zwischen beide tritt versöhnend
Das hohe Ideal der Götterwürdigkeit,

Das schön und immer schöner krönend
Hinauf führt zur Unendlichkeit.

Wer ist die Glanzgestalt, die uns im Traum des Ruhmes
Hoch über uns erhebt? — Das ist die hehre Spur,
Der Schimmer unsers Götterthumes;
Das ist der Mensch der höheren Natur.

Du staunst zur Kraft hinauf, selbst dann, wenn sie zerstöret;
Wenn sie das Große nieder reißt;
Wenn sie Gefahren trotzt, und Felsen weichen heißt.
Sie fesselt, wenn sie auch dein ganzes Herz empöret,
Doch deinen Blick und deinen Geist.
Du staunst, wenn Archimed nur einen Standpunkt fodert,

Um selbst den Erdenball zu heben, der ihn trägt;
Du zitterst, wenn empor die Kraft der Seele lodert,
Wenn sie verderbend auf in wilde Flammen schlägt;
Du bebst, wenn Hannibal hoch über Alpenschlünde
Das Schrecken wälzt, das Roma's Thoren dräut;
Du schauderst auf, wo Zäsars Eitelkeit,
Zum lauten Zeugen seiner Sünde,
Herab zu seinem Stolz den Glanz der Hoheit riß;
Du schauderst auf, wie vor beglänzten Trümmern;
Du siehst das fürchterliche Schimmern,
Die grause Sichtbarkeit der Sonnenfinsterniß.

Beseele diese Kraft mit freier, edler Güte;
Begeistre sie mit stillem Friedenssinn;

Vergötterte sie zur holden Pflegerin
Der reinsten Menschlichkeit, der schönsten Gottesblüte:
O! dann ergreift sie dich, die heilige Gewalt;
Es geht ein Himmel auf vor deinen Blicken;
Es kündet sich dem zagenden Entzücken
Die Tugend an in göttlicher Gestalt.
Ja, sie verließ, um uns dem Himmel zu erziehen,
Einst die ambrosische, geliebte Flur;
Und trug den festern Sinn der Lebenshar-
monien
In unsre schwankende Natur.

Als noch der Mensch nicht in die Ferne
blickte,
Noch, zwischen Zukunft und Vergangenheit,
Dem Augenblick die reife Frucht entpflückte:
Da blühte seine stille Zeit.
O! schuldlos war er nun — nicht weise;

Sein Daseyn war ein Kindestraum.
Da nahm — ihn unbewußt — und leise
Die Zukunft ihn der Gegenwart vom Schooß,
So wie den Säugling, noch unaufgerissen
Vom Schooße, der ihn wiegend trägt,
Die Mutter zärtlich, unter Küssen,
Von einer Brust zur andern legt.
Rein, wie das Licht der Himmelskerzen,
Umgab ihn noch die Einfalt der Natur;
Allein es war sein Loos, die Spur
Der Kindeseinfalt zu versherzen;
Die Wahrheit floh aus seinem Herzen,
Auf seine Lippe kam der Schwur.

Erwacht, wie eine neue, schöne Jugend,
Trat auf die wüste Stelle seiner Ruh
Die stille Göttlichkeit der Tugend,
Und sande' ihm ihre Hoffnung zu.
Die sollte freundlich um sein dunkles Leben,
Worein der Schatten einer Erde fällt,

Wie eine sanfte Luna, schweben,
Mit ihrem Wiederschein von einer Sonnenwelt.
Und, wie das ferne Licht, das eine finstre Höhle
Mit seinem leisen Silberblick erfüllt,
Steht vor der überhüllten Seele,
Vollendung, dein erhabnes Bild.

Und welch ein Raum von dieses Lebens Gränzen
Bis zu der Welt des Ideals! Wie weit!
Es ist der Weg zum Gott; er heißt Unendlichkeit.
Darf die Vollendung dort herüber glänzen
In dieses Schattenthal der Zeit,
Wo, tief verhüllt und vielgestaltig,
Ein düstrer Geist um lichte Stellen schwebt?
Das ist des Schicksals Macht, die furchtbar und gewaltig
Sich gegen unsre Kraft erhebt.

Es wüthet Sturm von außen, Sturm von innen
Das Leben an; und nur zu bald erliegt im Drang,
Zu siegen oder zu entrinnen,
Der Muth, der nach der Palme rang.
Und dennoch soll der Mensch — mit welchem Grimme
Das Schicksal auch herein in seine Tage bricht —,
Des Lebens würdig seyn; und wanken soll er nicht
Vom Selbstgebot der innern Stimme,
Womit ein Gott zu seinem Geiste spricht.
Nach einem Ziele soll er wandeln,
Das höher steht, als seine Zeit.
Ein Mensch zu seyn, und wie ein Gott zu handeln:
Wer rettet hier? wer löst den wunderbaren Streit?

Hier rettet die Verklärte, die Geehrte, Gott
vertraute.
Hervor aus ihrem tiefsten Leben dehnt
Unsterbliche, geweihte Stimmenlaute,
Die hohe Seelen minniger verbehnt:
Es muß ein Pfad nach dorthinüber
gehn.
So lautet die erhabne Sendung
An unsern Geist. Es ist der Pfad,
Auf welchem sich die Tugend der Vollendung,
Vollendung sich dem Frieden naht.

Das Götterthum der Seelen ist be-
gottet!
Mein höchstes Leben weihe sich!
Und ihr, o kommt, ihr feierlichen Wonnen
Des großen Heils, kommt über mich!

Ich schwinge fort zur höhern Friedensfeier.
Auf! mein gefühlvollster Gesang,

Begleite du, geweihter Bohl bei Peter,
Mit Siegsgesängen meinen Gang!

Hier liegt die Spur von meinem Morgentraume,
Der Punkt, den diese Sonne vergoldet,
Der Geist bedarf kein Heil von diesem Raume;
Sein Friede ist nicht von dieser Welt!

Die Welt stößt unser reinstes Leben
Von ihrem Frieden kalt zurück;
Die Unschuld seufzt, und wir erheben
Zu einer Nemesis den Blick.
Wenn harte Tage schwer uns heilge Stellen ziehen:
Dann drängt sich jener Glaub' an unser Herz, und hält
Uns seine Bürgschaft vor aus einer fernen Welt,

Es ist der Wetterstrahl, der leuchtet und
verheert.

4° Der Tugend Sonnenblick heißt: Friede.

Wenn kalt ein Wüthrich dort den Frieden
niederstürmt,
Dann überstrahlet hier, wie mildes Frühlingswetter,
Den stillern Zeitengang ein sanfter, edler
Retter,
Der mit geweihtem Arm die Menschheit überschirmt.
Die Erde stellt dem Himmel nichts Verhaßters
Und nichts Geliebters, als den Menschen, auf;
Und dieß Amphibion der Tugend und des Lasters,
Wo löst' es einst in Harmonie sich auf?
Der wunderbare Mensch! im Guten und im
Bösen

Gleich unbegreiflich sich! O sprich, wer gab
der Zeit
Dieß große Räthsel auf? wer wird, wer
kann es lösen? —
Die Weisheit einer Ewigkeit!

Zwei Mächte sind im Menschen tief ver-
schlungen,
Die der Verstand selbst anerkennen muß;
Der Ruf der Tugend dort — sie fodert Op-
ferungen,
Und hier die Sinnlichkeit — sie dringet auf
Genuß.
Getrennt sind diese beiden Mächte;
Und jede fodert Huldigung,
Und fodert sie mit unbestrittnem Rechte;
Doch ringen beide nach Vereinigung.
Und zwischen beide tritt versöhnend
Das hohe Ideal der Göttermöglichkeit,

Das schön und immer schöner krönend
Hinauf führt zur Unendlichkeit.

Wer ist die Glanzgestalt, die uns im Traum des Ruhmes
Hoch über uns erhebt? — Das ist die hehre Spur,
Der Schimmer unsers Götterthumes;
Das ist der Mensch der höheren Natur.

Du staunst zur Kraft hinauf, selbst dann, wenn sie zerstöret;
Wenn sie das Große nieder reißt;
Wenn sie Gefahren trotzt, und Felsen weichen heißt.
Sie fesselt, wenn sie auch dein ganzes Herz empöret,
Doch deinen Blick und deinen Geist.
Du staunst, wenn Archimed nur einen Standpunkt fodert,

Um selbst den Erdenball zu heben, der ihn trägt;
Du zitterst, wenn empor die Kraft der Seele lodert,
Wenn sie verderbend auf in wilde Flammen schlägt;
Du bebst, wenn Hannibal hoch über Alpenschlünde
Das Schrecken wälzt, das Roma's Thoren dräut;
Du schauderst auf, wo Cäsars Eitelkeit,
Zum lauten Zeugen seiner Sünde,
Herab zu seinem Stolz den Glanz der Hoheit riß;
Du schauderst auf, wie vor beglänzten Trümmern;
Du siehst das fürchterliche Schimmern,
Die grause Sichtbarkeit der Sonnenfinsterniß.

Beseele diese Kraft mit freier, edler Güte;
Begeistre sie mit stillem Friedenssinn;

Vergöttre sie zur holden Pflegerin
Der reinsten Menschlichkeit, der schönsten Eheliesesblüte:
O! dann ergreift sie dich, die heilige Gewalt;
Es geht ein Himmel auf vor deinen Blicken;
Es kündet sich dem zagenden Entzücken
Die Tugend an in göttlicher Gestalt.
Ja, sie verließ, um uns dem Himmel zu erziehen,
Einst die ambrosische, geliebte Flur;
Und trug den festern Sinn der Lebensharmonien
In unsre schwankende Natur.

Als noch der Mensch nicht in die Ferne blickte,
Noch, zwischen Zukunft und Vergangenheit,
Dem Augenblick die reife Frucht entpflückte:
Da blühte seine stille Zeit.
O! schuldlos war er nun — nicht weise;

Sein Daseyn war ein Kindeslooß.
Da nahm — ihm unbewußt — und leise
Die Zukunft ihn der Gegenwart vom Schooß,
So wie den Säugling, noch unaufgerissen
Vom Schooße, der ihn wiegend trägt,
Die Mutter zärtlich, unter Küssen,
Von einer Brust zur andern legt.
Rein, wie das Licht der Himmelskerzen,
Umgab ihn noch die Einfalt der Natur;
Allein es war sein Loos, die Spur
Der Kindeseinfalt zu verschmerzen;
Die Wahrheit floh aus seinem Herzen,
Auf seine Lippe kam der Schwur.

Erwacht, wie eine neue, schöne Jugend,
Trat auf die wüste Stelle seiner Ruh
Die stille Gottlichkeit der Tugend,
Und sandt' ihm ihre Hofnung zu.
Die sollte freundlich um sein dunkles Leben,
Worein der Schatten einer Erde fällt,

Wie eine sanfte Luna, schweben,
Mit ihrem Wiederschein von einer Sonnenwelt.
Und, wie das ferne Licht, das eine finstre Höhle
Mit seinem leisen Silberblick erfüllt,
Steht vor der überhüllten Seele,
Vollendung, dein erhabnes Bild.

Und welch ein Raum von dieses Lebens Gränzen
Bis zu der Welt des Ideals! Wie weit!
Es ist der Weg zum Gott; er heißt Unendlichkeit.
Darf die Vollendung dort herüber glänzen
In dieses Schattenthal der Zeit,
Wo, tief verhüllt und vielgestaltig,
Ein düstrer Geist um lichte Stellen schwebt?
Das ist des Schicksals Macht, die furchtbar und gewaltig
Sich gegen unsre Kraft erhebt.

Es wüthet Sturm von außen, Sturm von innen
Das Leben an; und nur zu bald erliegt im Drang,
Zu siegen oder zu entrinnen,
Der Muth, der nach der Palme rang.
Und dennoch soll der Mensch — mit welchem Grimme
Das Schicksal auch herein in seine Tage bricht —,
Des Lebens würdig seyn; und wanken soll er nicht
Vom Selbstgebot der innern Stimme,
Womit ein Gott zu seinem Geiste spricht.
Nach einem Ziele soll er wandeln,
Das höher steht, als seine Zeit.
Ein Mensch zu seyn, und wie ein Gott zu handeln:
Wer rettet hier? wer löst den wunderbaren Streit?

Hier reitet die Verkünft, die Hehre, Gott-
vertraute.
Hervor aus ihrem tiefen Leben wehn
Unsterbliche, geweihte Stimmenlaute,
Die hohe Seelen einiger verstehn:
Es muß ein Pfad nach dort hinüber
gehn.
So lautet die erhabne Sendung
An unsern Geist. Es ist der Pfad,
Auf welchem sich die Tugend der Vollendung,
Vollendung sich dem Frieden naht.

Das Götterthun der Seelen ist be-
gottet!
Mein höchstes Leben weihe sich!
Und ihr, o kommt, ihr feierlichen Boten
Des großen Heils, kommt über mich!

Ich schwinge fort zur höhern Friedensstatt.
Auf! mein gefühltestes Gesang,

Begleite du, geweihter Sohn der Leier,
Mit Siegestönen meinen Gang!

Hier liegt die Spur von meinem Morgentraume,
Der Punkt, den diese Sonn' erhellt.
Der Geist bedarf kein Heil von diesem Raume;
Sein Fried' ist nicht von dieser Welt!

Die Welt stößt unser reinstes Leben
Von ihrem Frieden kalt zurück;
Die Unschuld seufzt, und wir erheben
Zu einer Nemesis den Blick.
Wenn harte Tage schwer um heilge Stellen ziehen:
Dann drängt sich jener Glaub' an unser Herz, und hält
Uns seine Bürgschaft vor aus einer fernen Welt,

Vergötre sie zur holden Pflegerin
Der reinsten Menschlichkeit, der schönsten Gottesblüte:
O! dann ergreift sie dich, die heilige Gewalt;
Es geht ein Himmel auf vor deinen Blicken;
Es kündet sich dem zagenden Entzücken
Die Tugend an in göttlicher Gestalt.
Ja, sie verließ, um uns dem Himmel zu erziehen,
Einst die ambrosische, geliebte Flur;
Und trug den festern Sinn der Lebensharmonien
In unsre schwankende Natur.

Als noch der Mensch nicht in die Ferne blickte,
Noch, zwischen Zukunft und Vergangenheit,
Dem Augenblick die reife Frucht entpflückte:
Da blühte seine stille Zeit.
O! schuldlos war er nun — nichts weise;

Sein Daseyn war ein Kindestraum.
Da nahm — ihm unbewußt — und leise
Die Zukunft ihn der Gegenwart vom Schooß,
So wie den Säugling, noch unaufgerissen
Vom Schooße, der ihn wiegend trägt,
Die Mutter zärtlich, unter Küssen,
Von einer Brust zur andern legt.
Rein, wie das Licht der Himmelskerzen,
Umgab ihn noch die Einfalt der Natur;
Allein es war sein Loos, die Spur
Der Kindeseinfalt zu versteherzen;
Die Wahrheit floh aus seinem Herzen,
Auf seine Lippe kam der Schwur.

Erwacht, wie eine neue, schöne Jugend,
Trat auf die wüste Stelle seiner Ruh
Die stille Göttlichkeit der Tugend,
Und sandt' ihm ihre Hoffnung zu.
Die sollte freundlich um sein dunkles Leben,
Worein der Schatten einer Erde fällt,

Wie eine sanfte Luna, schweben,
Mit ihrem Wiederschein von einer Sonnenwelt.
Und, wie das ferne Licht, das eine finstre Höhle
Mit seinem leisen Silberblick erfüllt,
Steht vor der überhüllten Seele,
Vollendung, dein erhabnes Bild.

Und welch ein Raum von dieses Lebens Gränzen
Bis zu der Welt des Ideals! Wie weit!
Es ist der Weg zum Gott; er heißt Unendlichkeit.
Darf die Vollendung dort herüber glänzen
In dieses Schattenthal der Zeit,
Wo, tief verhüllt und vielgestaltig,
Ein düstrer Geist um lichte Stellen schwebt?
Das ist des Schicksals Macht, die furchtbar und gewaltig
Sich gegen unsre Kraft erhebt.

Es wüthet Sturm von außen, Sturm von innen
Das Leben an; und nur zu bald erliegt im Drang,
Zu siegen oder zu entrinnen,
Der Muth, der nach der Palme rang.
Und dennoch soll der Mensch — mit welchem Grimme
Das Schicksal auch herein in seine Tage bricht —,
Des Lebens würdig seyn; und wanken soll er nicht
Vom Selbstgebot der innern Stimme,
Womit ein Gott zu seinem Geiste spricht.
Nach einem Ziele soll er wandeln,
Das höher steht, als seine Zeit.
Ein Mensch zu seyn, und wie ein Gott zu handeln:
Wer rettet hier? wer löst den wunderbaren Streit?

Hier rettet die Vernunft, die Lehre, Gott vertraute.
Hervor aus ihrem tiefen Leben wehn
Unsterbliche, geweihte Stimmenlaute,
Die hohe Seelen einiger verstehn:
Es muß ein Pfad nach dort hinüber gehn!
So lautet die erhabne Sendung
An unsern Geist. Es ist der Pfad
Auf welchem sich die Tugend der Vollendung,
Vollendung sich dem Frieden naht.

Das Götterthum der Sterne ist bestritten!
Mein höchstes Leben weihe sich!
Und ihr, o kommt, ihr sternenhellen Mitten
Des großen Heils, kommt über mich!

Ich schreite fort zur höhern Friedensstatt.
Auf! mein gefühlvollster Gesang,

Begleite du, geweihter Sohn der Leier,
Mit Siegestönen meinen Gang!

Hier liegt die Spur von meinem Morgentraume,
Der Punkt, den diese Sonn' erhellt.
Der Geist bedarf kein Heil von diesem Raume;
Sein Fried' ist nicht von dieser Welt!

Die Welt stößt unser reinstes Leben
Von ihrem Frieden kalt zurück;
Die Unschuld seufzt, und wir erheben
Zu einer Nemesis den Blick.
Wenn harte Tage schwer um heilge Stellen ziehen:
Dann drängt sich jener Glaub' an unser Herz, und hält
Uns seine Bürgschaft vor aus einer fernen Welt,

Aus einer Welt der Harmonieen,
In der das Würdige den Feierkranz erhält.

Sieh vor die Unschuld hin durch ihre Blumen schweben!
Wird keine Gottheit sich zu ihrem Schutze weihn?
O, möge doch das Schicksal ihr ein Leben
Aus Rosenluft und Abendstille weben!
Sie fürchtet nichts, ihr Herz ist ja so rein;
Sie ist so selig, wenn sie unbefangen
Hinaus zu ihren Menschen geht;
Sie ist so heilig, wenn, mit Lächeln auf den Wangen,
Sie vor dem finstern Hasser steht;
Sie hört noch nicht das giftige Gezische,
Das nähet schon durch ihre Blumen rauscht;
Sie ahnet nicht die Schlang' im Dorngebüsche,
Die tückisch ihren Gang belauscht.

Das Unheil naht! Ach! wehrt kein Engel?
Schone! schone! —
Die Schlange bricht hervor durch das Verhüllungslaub!
Der Sykofant erscheint; die Unschuld wird sein Raub!
Er reißt von ihrer Stirn die zarte Rosenkrone;
Er tritt sie nieder in den Staub!
Und weinend hängt dein Blick am theuern Raube;
Zu einem Himmel seufzest du hinauf!
Sucht dieser Seufzer nicht weit hinterm Erdenstaube
Das stille Land der Unschuld auf?
Unwiderstehlich dringt der Glaube
An eine Geisterwelt sich deinem Herzen auf.

So ringe dich empor, den Glauben zu umfassen,
Den Mittler zwischen dir und einer Götterwelt!

Ihn, den nie dich verläßt, ihn könntest
du verlassen? —
Wenn du die Freveltat verdammst,
Dann glaubst du, Freund, an einen
Himmel;
Wenn du für Recht und Wahrheit flammst:
Dann lebst du schon in einem Himmel.
Trit hin von eine That, die selig dich ergreift!
Schau, wie der Seelenflug kaum an dieß
Leben streift;
Und wenn du vor Entzücken trauerst,
Und wenn es weihend dich, wie Gottheit,
überfällt:
Dann heiligt dich dieß Grauen; du schauerst
Vor deinem eignen Geist, vor deiner innern
Welt.

Es muß ein höchster Geist den Geist der
Tugend ehren,
Die es so himmlisch uns entgegen führt.

Wenn nicht umsonst der Sinn für Recht so
tief uns rührt;
Zu einer höhern Welt muß noch der Mensch
gehören,
Wenn nur das Leben nicht das Daseyn uns
verträgt;
Und die Vernunftwelt ist, wenn die Vernunft nicht lügt.
Und lügt sie, dann ist selbst mein Daseyn eine Lüge. —
Durch sie nur bin ich, was ich bin.
Mein heiligster Beruf ist leer und ohne Sinn.
Je höher mich die Kraft des innern Lebens trägt,
Je tiefer sank' ich nur dahin. —

Fürwahr, der Mensch ist hoch erkoren.
Der Ruf der Pflicht ist Ruf zum Himmel,
— ist ein Schwur,
Womit die Ewigkeit uns Dauer zugeschworen,

Hier, bei dem feiernden Altare der Natur.
Ja! dem Gewissen ist ein hohes Wort gegeben;
Es spricht: — „Der Götterwelt, o Mensch, gehört dein Leben. — “
Dieß Daseyn ist ein sinkendes Geschwätz,
Das am Zypressenhain verklinget;
Zu einem Leben, das sich höher schwinget,
Ruft uns im Innersten ein heiliges Gesetz.

Voll Ernst ist das Gesetz, das auf Vollendung dringet,
O, furchtbar ernst in seiner Majestät!
Doch sieh! welch ein Triumphzug naht von ferne!
Der Sieg, die Tugend ist's, mit Kränzen überweht.
Es wandeln Grazien — wie Sterne,
Vom Sonnenlicht umglänzt — in ihrem Wiederschein.

Urania verläßt den großen Strahlenhain
Von Sonnen, welche sie umblühen,
Verläßt die Sphärenmelodieen,
Und mischt sich in den Zug der Tugend ein.
Dahin laß uns den Blick, dahin den Geist uns wenden!
Wir dürfen uns der hohen Weihung freun.
Das Himmelspfand in unsern Händen
Ist — eines Himmels werth zu seyn.

So steh dann auf von diesem Schattenspiele,
Das, wie ein Leben, durch das Leben zieht!
Verlaß den Trümmerbau der Eitelkeit, und fühle,
Was über sie erhebt, und was mit ihr entflieht!

Roms Söhne fielen in die Ketten
Der Sklaverei vor ihrem Cäsar hin.
Es trat der letzte Römerinn
Ein Brutus auf, sein Volk zu retten;
Doch er erliegt, und flucht im Fall noch einen Strom
Von wild empörten Lästerungen
Der Tugend in's Gesicht. Sein Rom war ihm entrungen.
O, Brutus! heißt die Tugend Rom?
Bedarf sie eines bald erloschnen Strahles
Vom Glanz des Erdenglückes? Nein!
Hier konnte — durfte nicht ihr Götterhimmel seyn;
Nur ihren Tempel schmückt der Frühling dieses Thales.

Wie ein Werk Gottes, still und groß,
Gehebt die Tugend sich in ihrer eignen Würde.

Was euch des Schicksals Hand auf ihre Tage
hürde:
Sie reißt sich kühn von wiedern Banden los.

Das Schicksal waltet im Naturgebiete,
Und die Natur geht schweigend ihren Pfad,
Nährt hier ein Giftgewächs und eine Frevelthat,
Bricht dort ein Engelherz und eine zarte Blüte.
Nothwendigkeit ist das Gesetz der Welt,
Worin der Wahnsinn lebt, und Hehre's Leben fällt.
Sie trägt so gut den Narrn, der ihre Blumen pflücket,
Wie den geweihten Mann, der seinen Kranz entwirbt.
Der graue Sünder lebt, ein Steingewächs erdrücket
Die Lebenskraft, und Wolfon stirbt.

Nicht jeder Fluß trägt Gold im Sande;
Der über nackte Kiesel rollt,
Wirft Kiesel aus am Uferrande,
Der über Goldstaub woget, Gold.

Dein Garve, Freund, spricht, mitten in dem Krampfe
Der Schmerzen, freundlich, wie die Huld,
Und siegend, wie die Weisheit, von dem Kampfe
Und vom Triumphe der Geduld.
So frei ist sein Gemüth, so stumm ist jede Klage
Der leidenden Natur; so stumm,
Als lägen hinter ihm die wartevollen Tage,
Als säh' er lächelnd sich nach ihnen nur noch um.
Dem Mann — und sucht' ihn auch die Sonne
Im Hüttendunkel auf, — ihm bitte ich Tyrann,

Das Elend nicht, und nicht die Wonne,
Es biete keine Macht dem Hohen Ketten
an! —

Hoch steht der freie Geist, der kräftig
sich ermannet,
Und, unerschüttert, jedes Schicksals harrt.
Verbannt, ein Nero ihn: der Wüthende ver-
bannet
Nur sich aus eines Gottes Gegenwart.
Für ihn hat ja kein Schwert mehr eine
Schärfe —
Die Schuld nur hat das Recht, uns weh zu 330
thun —
Der Edle wird, wohin ihn auch das Schick-
sal werfe,
Im Arme seiner Unschuld ruhn.

Da, wo die Unschuld ruht, und von der
Luft umgeben,

In der sie wandelt, fühlt der Sünder, was
er ist. —
„O, Tugend!“ — seufzet tief Elpinors inn-
res Leben —
„Daß du so himmlisch und so schrecklich
bist! — “

Verhüllend lagerten die Schwärzen
Der Nacht sich über die Natur;
Wie Augen Gottes, sahn die Kerzen
Des Himmels nieder auf die Flur;
Da schlich, mit wilder Lust im Herzen,
Elpinor durch die Dunkelheit
Zum Laubensitz, um den die Rosen blühen,
Die Holdy, nach des Tages Mühen,
Zur Wölbung eines Tempels weiht.
Hinweg aus der Natur scheinendem Gefilde
schieden;
Doch spricht ihr stilles Friedenswort
In's tobende Gemüth Elpinors keinen Frieden;

Sein Innres brütet Unschuldsmord.
Die Sterne über ihm zu Zeugen
Der Freveltat, die er begann,
Naht er der Laube sich; ihn weht aus ihren Zweigen
Ein seufzendes Geflüster an.
Er horcht — und Hoidy betet für das Leben
Der Mutter, deren Trost und Pflegerin sie war;
Und, wie vor einem frech entheiligten Altar,
Ergreift den Sünder itzt ein nie gefühltes Beben.
Ein Glanz der stillen Nacht durchzuckt den Fruchtbaum-Wald:
Da schimmert durch die Laubenranken,
Die hin und her im Abendwinde schwanken,
Die schöne, betende Gestalt.
Die Zweige, die den kleinen Tempel decken,

Wo fromm und heilig Holdy kniet,
Sie drohn dem Wüstling Gottes Schrecken;
Zur Hölle wird um ihn die Gegend; — er
entflieht.

Das Laster flieht zu seinen Finsternissen,
Wenn sich die Tugend naht. Was ihren
Blick umflammt,
Ist ein erscheinendes Gewissen,
Das schweigend den Verworfenen verdammt.
Und nieder schlägt er vor dem Schweigen,
Der Heiligkeit und Wahrheit seinen Blick.
Der gräßliche Tiber, nie kehrt er zu den
Zeugen,
Die seine Schande sahn, zurück.
Der Sünder fühlt zu tief, daß in dem hehren
Blick
Der Tugend sich ein Gott verkünde;
Ja, wenn sie längst schon, trauernd und
verhüllt,

Aus einem Leben floh: dann hängt ihr helles Bild
Noch im Gefühl, und blitzt durch das Gebiet der Sünde,
Wie eine Glanzgestalt durch das Gebiet der Nacht.
Sie ist's, die schaudernd auf in Alexandern wacht,
Wenn er den Mantel auf die Wunde
Des von ihm hingewürgten Persers deckt,
Der, würdiger, als er, aus seiner Todesstunde
Verzeihend noch die Hand nach seinem Mörder streckt.
Wir sehn den fürchterlichen Ueberwinder,
Der, mitten im Triumph, der jauchzend ihn umstürmt,
Wie angeschreckt von Gott, die Gattin und die Kinder
Darius — vor sich selbst — mit seinen Armen schirmt.

Das ist die Kraft, vor welcher zitternd
Die Heuchelei verhüllt ihr Opfer niederlegt;
Das ist die Kraft, womit erschütternd
Der hohe Mensch Tyrannen niederschlägt.
O, neige dich, Tyrann! vor einem Geist, der stärker,
Der mächtiger, als du, sein eignes Leben schafft!
Dein Thron ist ein erhöhter Sitz im Kerker;
Du hast Gewalt, die hohe Seele Kraft!

Stark ist der Glaub' an Tugend, dem die scheue,
Von ihm ergriffne, Schuld vergebens widerstrebt;
Der fürchterliche Gottesdienst — die Reue
Verkündet seine Kraft, und hebt.

Den frevelnden Odin verfolget dieser Glaube;
Er wandert durch den Wald; um ihn ist Nacht; er lauscht,
Und horcht erschrocken auf, wenn tief im finstern Laube
Ein unsichtbares Leben rauscht.
Was flatterte? — Die Unschuld einer Taube
Jagt Todesschrecken ihm in's Ohr.
Ihn faßt ein pressendes Erzittern;
Aus schwarzen Gründen tönt es, wie ein Fluch, empor;
Es ist, als murmelten ihm schlafende Gewitter
In Träumen ihre Donner vor.
Was macht die Phantasie zum finstern Zauberwerke,
Die Furcht zum Nachtgespenst, das aus den Büschen klagt,

Und auf den Hügeln wankt? Was ist es, daß die Stärke,
Die keinen Gott bedarf, ihm ihren Muth versagt,
Daß er vor luftigen Phantomen zittert?
Vor welchem Graun entflieht der prahlerische Spott? — —
Es ist die Geisterwelt, die mächtig ihn erschüttert;
Ihn schrecken Tugend an, Unsterblichkeit und Gott.

Die sanftern Ahnungen der Geisterwelt begleiten
Des innern Lebens Harmonie.
Zu Himmelsgeistern werden sie
In dem Gemüthe, das sie weihten.
Sie sprechen uns mit leiser Sympathie
Im Blick der Unschuld an, die, gleich dem reinen Thaue

Der neu besprossten Morgenaue,
Noch unbefleckt am jungen Leben hängt.
Wie heilig ist die Welt, wo in dem zarten Kinde
Die reine Menschheit dich umfängt!
Sieh deine Mali! — Noch hat nicht die Welt der Sünde
Sich zwischen sie und Gott gedrängt.
Die Frevlerin dort hört die Wetterwolke schelten;
Sie faßt ein Kind, und glaubt sich heilig überschirmt.
O Unschuld, Blütenhauch aus bessern Welten!
Du athmest Ruh, ob auch das Leben draußen stürmt.
Wer mag den Geist vom Graun der finstern Schuld befreien?
Ein heiliges Gemüth ist Licht im dunkeln Hain;
Wo Engel sind, ist Gott; und reine Seelen weihen
Den Himmel erst zum Himmel ein.

Der Glaub' an Tugend ist die sanfte Purpurröthe,
Das Aufgangsroth der neuen Tageshelle,
Das, wenn die Nacht am Horizont
Des Lebens niederhängt, ihn freundlich überglänzt.
An schönen Seelen strahlt dieß Lichtaufdämmern rücher
Um die geweihte Lebenssaat,
So still, als leuchtete durch's Erdgewölk der Aether
Des höhern Seyns um jede That.

In dieser Glorie stand Hehra's Seelenleben,
Wie eine selig heitre Flur,
Um welche Friedensgötter schweben.
Da war, von Ruh' und Harmonie umgeben,
Nur Heiligung die waltende Natur.
Wo Hehra wandelte, da weihten

Die Grazien der Huld den lieblichsten Altar:
So wußte sie um sich den Himmel zu verbreiten,
Und wußte nicht, daß sie ein Engel war,
Der, selber nichts verschuldend, nichts bereuend,
Mit einem Blick, den holdes Mitleid näßt,
Sich dem Gefallnen naht, und sanft und schön verzeihend,
Auf seinen Fehl den Schleier fallen läßt.
Ihr Rückschaun war ein seliges Erinnern,
Das, wie ein stiller Gott, vor ihrem Gitte stand,
Wenn ihre Ruhe sie in sich, in ihrem Innern,
Ihr Leben nur in Andern fand.
Wenn grause Stürme sich durch ihre Tage rissen:
Sie war ihr eignet Stern im Graun der Finsterniß;

Denn jegliches Gefühl war ein Gewissen,
War eine heitre Nemesis.
Wo taumelt eine Seele durch Gefilde
Der Lust, um die Betäubungsdüfte wehn?
Sie schau' in dieß Gemüth! sie wird an Hehra's Bilde
Nicht ungerührt vorüber gehn.

Kind der Lust, du leicht beschwingte Seele,
Die durch lauter Rosenhaine fliegt!
Dein Gefühl ist eine Philomele,
Welche sich auf vollen Aesten wiegt.

Zaubermächtig singen alle Räume
Deines Lebens deinen Frieden ein;
Deine Tage sind entzückte Träume;
Du erwachst, — und bist mit dir allein!

Rausche fort im bunten Wirbelreigen:
Nahe bleibt der Gott, den du entfernst!
Schaue! hinter deinen Rosenzweigen,
Da, da steht des Lebens hoher Ernst!

Was erheben soll, will nicht berauschen;
Wie ein Geist in stiller Finsterniß,
Wird ein heilig Wesen dich belauschen:
Fliehe nicht vor deiner Nemesis!

Was leitet unsern Geist, wenn seines
Pfades Krümme
Sich drängend hin durch Labyrinthe flicht?
Es ist die Nemesis, die wunderbare Stimme,
Die aus der Geisterwelt zu ihm herüber spricht,
So siegend spricht, daß er nicht widerstehen,
Daß sich das Herz ihr nicht verschließen kann.
Befremdet hört die Sinnlichkeit sie an;
Und zagend schaun wir zu den Höhen,

Wohin die Stimme ruft, hinan.
Sie zeuget furchtbar laut von ihrer hohen Sendung,
Und fodert und verbürgt die einige Vollendung,
Verbürgt uns dort ein neues Seyn,
Dort, wo die freien Seelen wohnen,
Die sich mit unbefleckten Kronen
Der Heiligkeit des nächsten Himmels wühn.

Oft steht, uns mächtiger empor zu schüttern,
Weg-weisend ein erhabnes Leben auf,
Wie eine Gottheit in Gewittern.
Wir stehen da, wir schaun entzückt, allein mit Zittern,
Zur Tugendmajestät hinauf.
Voll Hoheit, und doch mild, ging ihr Gestirn einst auf,

Der größre Sokrates der Christen;
Er riß aus Trug und Wahn und aus der Erde Lüften
Das hingetäuschte Volk herauf.
Erhaben ging er durch die Jubelrufe,
Wie durch den Priesterhaß, der lauernd ihn umschlich,
Mit einem Muth, der, selbst nicht vor der letzten Stufe
Zum Todeshügel, von ihm wich.
Sieh, welche Freiheit waltet um den Hohen!
Er fürchtet nicht den Haß der frevelhaften Macht.
Weiß er's, daß ihm so nah die Todesqualen drohen?
Wie stürzen hinter ihm und vor ihm die Heroen
Mit ihren Thaten in die Nacht!
Konnt' er vor einem Erdgewitter beben?

Nichts fürchten und nichts achten konnt' er! —
Nur
Sein großes Ziel vermogt' er zu erstreben;
Ein Weihaltar war sein erhabnes Leben,
Auf den herab die Flamme Gottes fuhr.

Flamme Gottes ist die Weihung,
Die um große Seelen schwebt,
Und zur kühnen Selbstbefreiung
Jede Kraft des Geistes hebt.

Mag das wilde Schicksal walten!
Die erhabne Seele ruht,
Unter drängenden Gewalten,
Fest auf ihrem Göttermuth;

Ringt sich auf vom Druck der Wolke,
Den ihr Flügelschlag besiegt,
Wenn auf dem betäubten Volke
Zürnend das Gewitter liegt.

Wer, in solcher Hoheit thronend,
Kühn es wagt, sein Gott zu seyn,
Und, im eignen Himmel wohnend,
Keinen Himmel anzuschrein:

Den umfesseln Zaubergaben
Eines reichen Zufalls nicht.
O, der Freie trägt erhaben
In der Brust das Weltgericht!

Denn jegliches Gefühl war ein Gewiſſen,
War eine heitre Nemeſis.
Wo taumelt eine Seele durch Gefilde
Der Luſt, um die Betäubungsdüfte wehn?
Sie ſchau' in dieß Gemüth! ſie wird an Hehra's Bilde
Nicht ungerührt vorüber gehn.

Kind der Luſt, du leicht beſchwingte Seele,
Die durch lauter Roſenhaine fliegt!
Dein Gefühl iſt eine Philomele,
Welche ſich auf vollen Aeſten wiegt.

Zaubermächtig ſingen alle Räume
Deines Lebens deinen Frieden ein;
Deine Tage ſind entzückte Träume;
Du erwachſt, — und biſt mit dir allein!

Rausche fort im bunten Wirbelreigen:
Nahe bleibt der Gott, den du entfernst!
Schaue! hinter deinen Rosenzweigen,
Da, da steht des Lebens hoher Ernst!

Was erheben soll, will nicht berauschen;
Wie ein Geist in stiller Finsterniß,
Wird ein heilig Wesen dich belauschen:
Fliehe nicht vor deiner Nemesis!

Was leitet unsern Geist, wenn seines Pfades Krümme
Sich drängend hin durch Labyrinthe flicht?
Es ist die Nemesis, die wunderbare Stimme,
Die aus der Geisterwelt zu ihm herüber spricht,
So siegend spricht, daß er nicht widerstehen,
Daß sich das Herz ihr nicht verschließen kann.
Befremdet hört die Sinnlichkeit sie an;
Und zagend schaun wir zu den Höhen,

Wohin die Stimme ruft, hinan.
Sie zeuget furchtbar laut von ihrer hohen Sendung,
Und fodert und verbürgt die einige Vollendung,
Verbürgt uns dort ein neues Seyn,
Dort, wo die freien Seelen wohnen,
Die sich mit unbefleckten Kronen
Der Heiligkeit des nächsten Himmels weihn.

Oft steht, uns mächtiger empor zu schüttern,
Weg-weisend ein erhabnes Leben auf,
Wie eine Gottheit in Gewittern.
Wir stehen da, wir schaun entzückt, allein mit Zittern,
Zur Tugendmajestät hinauf.
Voll Hoheit, und doch mild, ging ihr Gestirn einst auf,

Der größre Sokrates der Christen;
Er riß aus Trug und Wahn und aus der Erde Lüften
Das hingelauschte Volk herauf.
Erhaben ging er durch die Jubelrufe,
Wie durch den Priesterhaß, der lauernd ihn unschlich,
Mit einem Muth, der, selbst nicht vor der letzten Stufe
Zum Todeshügel, vor ihm wich.
Sieh, welche Freiheit waltet um den Hohen!
Er fürchtet nicht den Haß der frevelhaften Macht.
Weiß er's, daß ihm so nah die Todesqualen drohen?
Wie stürzen hinter ihm und vor ihm die Heroen
Mit ihren Thaten in die Nacht!
Konnt' er vor einem Erdgewitter beben?

Nichts fürchten und nichts achten konnt' er? —
Nur
Sein großes Ziel vermogt' er zu erstreben;
Ein Weihaltar war sein erhabnes Leben,
Auf den herab die Flamme Gottes fuhr.

Flamme Gottes ist die Weihung,
Die um große Seelen schwebt,
Und zur kühnen Selbstbefreiung
Jede Kraft des Geistes hebt.

Mag das wilde Schicksal walten!
Die erhabne Seele ruht,
Unter drängenden Gewalten,
Fest auf ihrem Göttermuth;

Ringt sich auf vom Druck der Wolke,
Den ihr Flügelschlag besiegt,
Wenn auf dem betäubten Volke
Zürnend das Gewitter liegt.

Wer, in solcher Hoheit thronend,
Kühn es wagt, sein Gott zu seyn,
Und, im eignen Himmel wohnend,
Keinen Himmel anzuschrein:

Den umfesseln Zaubergaben
Eines reichen Zufalls nicht.
O, der Freie trägt erhaben
In der Brust das Weltgericht!

Sechster Gesang.

Inhalt.

Es waltet demnach eine zwiefache Natur im Menschen; und in dieser Beziehung lebt er für zwei Welten: für die Sinnenwelt und für die Geisterwelt. In jener entwickelt er sich, als Naturwesen; in dieser reift er durch sittliche Freiheit zur sittlichen Freiheit. In jener ist er leidend; in dieser gilt seine That. V. 1—36. Der bessere Theil des Menschen, sein Unsterbliches, welches er aus zu bilden hat, ist die ihm inwohnende, freie Kraft. V. 37—89. Daß er mit einer solchen Kraft ausgerüstet sey, beweiset

1. seine Fähigkeit, dem Zusammenleben und den Wechselverhältnissen seiner Gattung eine Verfassung zu geben. Roms Freiheit ging aus der Freiheit des Römers, nicht diese aus jener, hervor; und mit dieser sank jene darnieder. V. 90—111. Die neuesten Erscheinungen einer blutigen Anstrengung menschlicher Kräfte deuten mächtig den innern Freiheitssinn an; sie offenbaren aber auch zugleich das Mangelhafte seiner Willenskraft, die sich von Leidenschaften fortreißen läßt. V. 112—176. Wie weit wir in der Geschichte umher schauen mögen: wir finden uns überall in einem Gedränge schaudervoller, von niedern Antrieben herbei gestürmter, Begeben-

heiten. Und dennoch empört uns das Gewöhnliche; und doch träumen wir von dem, was unerreichbar ist. Aber hierin vernehmen wir die Stimme der gebietenden Vernunft, die uns zur sittlichen Freiheit beruft. V. 177 — 190. Diese Freiheit bewährt sich

2. durch die Kraft: nur das zu wollen und zu ergreifen, was recht ist. Rechtthun hebt uns über die Gränzen der Schicksalsgewalt hinaus. V. 191—210. Octavius Augustus, und Philipp von Spanien, Beide angestaunte Erscheinungen ihrer Zeit, Beide glückliche Völkerunterdrücker; Beide aber auch zugleich Sklaven ihrer Herrschbegierde. V. 211—263. Leidenschaft reißt zum Unrecht hin. Unrecht und Recht sind gleich zuverlässig in ihren sittlichen Folgen. Die Hingebung an das erstere widerstreitet der Freiheit der Vernunft; die Anhänglichkeit an das letztere lebt in Eintracht mit ihr. Arm und niedrig, ob sie auch einen Thron erränge, ist die List; erhaben und reich ist die Weisheit, oder das, dem Drange niedriger Antriebe widerstehende, freie Gemüth. Nur dieser Freiheitssinn ist vervollkommungsfähig. V. 264—279. Er äußert sich

3. im Kampfe mit den Schicksalen, die uns im Laufe des Lebens begegnen. Man denke sich die Freiheit aus dem Wesen des Menschen hinweg: so erscheint ein Geschöpf, welches nicht ein Räthsel, sondern ein Widerspruch ist. Seine Tugend

wird zum Phantom. Durch den Instinct nicht gesichert, wird er ein Thier, welches verdammt ist, zu irren. Das Thier irrt nie. Von Außendingen gedrängt, schwankt nur der Mensch, weil er Mensch, weil er frei ist. V. 280—307.

4. Sein Daseyn ist ihm in die Hände gegeben: denn er kann es von sich werfen. Ob er es solle, ist eine andere Frage, die nicht hieher gehört. Er kann es, weil er frei ist. V. 308—356.

Am glorreichsten tritt diese innere Unbefangenheit in dem Siege hervor, der, für die Sache des Rechts, über die stärksten Naturgefühle, und selbst über den Lebenstrieb, errungen wird. Die Mutter, die das Leben ihres Kindes mit Gefahr ihres eigenen rettet, handelt frei. Brutus, der, Trotz dem aufgeregten Vatergefühl, als unbestechlicher Richter, seine verrätherischen Söhne tödten läßt, behauptet die freie Obergewalt des Rechts. Sokrates stirbt frei. V. 357—384. Vernunftmäßige Thätigkeit ist wahres Leben; und die, mit ihr in Harmonie gebrachten, sinnlichen Triebe sind eine liebliche Begleitung des, von der Vernunft geleiteten, Wandels. V. 385—408. Unterwerfung der Begierden unter die Gesetzgebung der Vernunft ist der Beruf unserer innern Kraft. V. 409—419. Ihre heiligen Vorschriften können im Gemüthe unterdrückt, aber nie vertilgt werden. V. 420—425. Die begeisternde Kraft des Menschen, sich selbst zu beherrschen, drückt sich, mit ihrem schwankenden Siege, im Herkules der Griechen durch starke,

eingreifende Züge aus. V. 426—524. Von der Höhe der Geistesfreiheit herab, wie klein, wie nichtig erscheint aller Prunk der Zufälligkeiten des Lebens! V. 525—530. Diese Freiheit ist es, die den Menschen, wenn er, den erhabensten Auftritten der Natur gegenüber, wie in ein Nichts sich verliert, kräftig erhebt. Erhebung ist das Wesen der Vernunft. V. 531—561. Sie wirft einen Siegerblick auf das sinkende Daseyn zurück, und umfaßt ihren Glauben, der die Tugend zum höhern Daseyn hinüber begleitet. V. 562—570. Erinnerungen an das Dahinscheiden einer schönen Seele, wo die Tugend das Wiedersehen der Tugend feiert. V. 571—671. Wir werden seyn; wir werden der höchsten Wahrheit näher und, mit einem innigern Gefühle der Freiheit und Unsterblichkeit, des Daseyns uns freuen. V. 672—682. Hymnus an die Unsterblichkeit. V. 683—702.

Sechster Gesang.

Freiheit. Wiedersehn.

Auf dieser Höhe, Freund, laß endlich deinen Späher
Vom Dießseit noch einmal ins heitre Jenseit schaun,
Dem müden Wandrer gleich, der, seinem Ziele näher,
Vom letzten Hügel blickt nach zwei bekränzten Aun!
Auf dieser Höhe, wo der Weg sich scheidet,

Wo die Vergötterung des Zufalls sich entkleidet;
Hier ist es, wo das Reich der freien Kraft beginnt.
Mag die Naturwelt dort an Noth und Zwang erinnern:
Die Welt der Freiheit trägt der Mensch in seinem Innern;
Und Tugend ist der Freiheit Götterkind.

Dort ist der Mensch ein Blatt, das sich entfaltet,
Und grünt, und willenlos zerfällt;
Hier eine Kraft, die selbstgebietend waltet,
Der Bürger einer Geisterwelt.
Zwei Welten schlingen dann den wunderbaren Knoten
Des Räthsels, das verhüllt in unserm Wesen liegt;

Und von der Welt der Kraft, zum Siegen aufgeboten,
Bewähret sich der Held, ob er auch schwankend siegt.

Im Götterhimmel nicht, nur im Gebiet der Sünde
Stellt sich die Tugend uns in ihrem Glanze dar.
Die Ruhe weicht dem Zwist, daß sich die Kraft verkünde;
Des Zwanges Druck macht uns die Freiheit offenbar;
Er reißt uns in den Streit, aus welchem, immer freier
Und immer siegender, die Kraft des Geistes tritt;
Des Feindes Macht verherrlicht erst die Feier
Des Sieges, den der Held erstritt.

Wir sind nicht, um zu seyn; wir werden,
um zu werden.
Die Ströme rauschen fort; die Sonnen und
die Erden,
Sie gehn nach ewigen Gesetzen ihren Pfad.
Kein Wollen dort — sie sind. Im Menschen lebt ein Wille;
Er selbst ist sein Gesetz, ein Sohn der eignen Fülle;
Er ist durch die Natur, und lebt durch seine That.
Wir werden das, was wir zu werden lernten;
Der Mensch ist seine Frucht aus seiner eignen Saat;
Was Menschen säen, werden Götter ernten;
Gott spricht durch seine Welt, der Mensch durch seine That.

Und darum, wo wir stehn, sey jede Stelle
Mit Lebensblüten überstreut!

Wir stehn, zu Göttern eingeweiht,
Schon hier — o fühl' es! — an der Quelle
Der heiligen Unsterblichkeit.
Die Quelle wird zum Strom; hienieden heißt sie Zeit.
In ihr geht nichts, was Kraft und Leben war, verloren;
Es fluthet hin, wo neues Leben harrt;
Und Zukunft wird aus Gegenwart
Mit Mutterähnlichkeit geboren.

Das Daseyn ist ein unbebautes Land,
Vom Lufthauch überweht, vom Sonnenstrahl umlodert;
Und diese todte Wildniß fodert
Das Leben erst von unsrer Hand.
Wer Daseyn nur begehrt, den rüft vergebens
Der laute Stundenschlag zum heiligsten Gewinn;

Er lebt vom bloßen Pflichttheil seines Lebens,
Und giebt die volle Erbschaft hin.
Er schleppt, des Staubes Unterjochter,
Ein wenig Staub, durch Raum und Zeit.
Nur Thätigkeit, entschloßne Thätigkeit,
Die heitre, freie Lebenstochter,
Sie hält ihn fest, den Gast der Stunden,
Die entfliehn.
So wie jene Göttin ihren Sohn,
Taucht sie das Leben in die Fluthen
Der weihenden Unsterblichkeit;
Sie macht zur Ewigkeit die Zeit,
Und rettet stehende Minuten.

So laß denn in der Gegenwart
Die hehre Zukunft uns umfangen!
Sie waltet hier schon, wo die Seele, noch
Gefangen,
In einem engen Kerker harrt,

Der höhern Freiheit harrt, zu welcher wir
berufen
Und innig eingeweihet sind;
Der Freiheit, welche hier auf den Vollen-
dungsstufen
Der Erdenpilgerschaft beginnt.
Zum freien Manne reift das Kind.

Einst herrschte wild der Trieb; er brauste
durch die Kreise,
Durch's immer weitere Gebiet des Lebens hin,
Und der Instinct gebot; doch regte leis' und
leise
Sich in der Willkühr schon der sanftre Men-
schensinn.
Und aus der Willkühr trat der Wille,
Der Mensch mit der Vernunft, der freie
Mensch, hervor,
Der Wildniß gleich, die sich vor ihm in eine
stille,

Sanft aufgeblühte Flur verlor.
Da ward das Recht. Es stieg empor zum Throne;
Wie ein Gewissen, sprach's zum Volke dort herab;
Und die Vernunft gebot. Sie war es, die die Krone
Der Majestät dem Rechte gab.
Nun ward es hell in dunkeln Thalen,
Als die Vernunft den wilden Trieb besprach;
Sie war das Licht, das sich in tausend Strahlen
In tausend Wunderfarben brach.

Die freie Geisteskraft, die ringend sich entfaltet,
Erstrebt' in Rom ein andres Ziel,
Als das, wonach Karthago sich gestaltet.
Der Stier lebt' einst, wie jetzt; am Euphrat, wie am Nil.

Schau hin nach jenen hoch berühmten Trümmern
Des Kapitols! Da trauert, längst verwaist
Von Tagen, die nicht mehr den Erdkreis überschimmern,
Ein furchtbar riesenhafter Geist.
Wir fühlen noch sein schreckliches Erinnern;
Allmächtig faßt er uns in jeder großen That;
Vom Menschen ging er aus, von seinem Innern,
Und strahlte nur zurück aus seinem Römerstaat.
Erfüllt, ergriffen war von ihm die ganze Seele.
So stürzt ein Curtius sich in die Flammenhöhle;
So geht ein Regulus — was auch Karthago droht —
Er geht, daß er das Wort des Römers nicht verletze,

Wir sind nicht, um zu seyn; wir werden, um zu werden.
Die Ströme rauschen fort; die Sonnen und die Erden,
Sie gehn nach ewigen Gesetzen ihren Pfad.
Kein Wollen dort — sie sind. Im Menschen lebt ein Wille;
Er selbst ist sein Gesetz, ein Sohn der eignen Fülle;
Er ist durch die Natur, und lebt durch seine That.
Wir werden das, was wir zu werden lernten;
Der Mensch ist seine Frucht aus seiner eignen Saat;
Was Menschen säen, werden Götter ernten;
Gott spricht durch seine Welt, der Mensch durch seine That.

Und darum, wo wir stehn, sey jede Stelle
Mit Lebensblüten überstreut!

Wir stehn, zu Göttern eingeweiht,
Schon hier — o fühl' es! — an der Quelle
Der heiligen Unsterblichkeit.
Die Quelle wird zum Strom; hienieden heißt sie Zeit.
In ihr geht nichts, was Kraft und Leben war, verloren;
Es fluthet hin, wo neues Leben harrt;
Und Zukunft wird aus Gegenwart
Mit Mutterähnlichkeit geboren.

Das Daseyn ist ein unbebautes Land,
Vom Lufthauch überweht, vom Sonnenstrahl umlodert;
Und diese todte Wildniß fodert
Das Leben erst von unsrer Hand.
Wer Daseyn nur begehrt, den rüft vergebens
Der laute Stundenschlag zum heiligsten Gewinn;

Er lebt vom bloßen Pflichttheil seines Lebens,
Und giebt die volle Erbschaft hin.
Er schleppt, des Staubes Unterfechter,
Ein wenig Staub, durch Raum und Zeit.
Nur Thätigkeit, entschloßne Thätigkeit,
Die heitre, freie Lebenstochter,
Sie hält ihn fest, den Gast der Stunden,
Die entfloh'n.
Wie jene Göttin ihren Sohn,
Taucht sie das Leben in die Fluthen
Der weihenden Unsterblichkeit;
Sie macht zur Ewigkeit die Zeit,
Und rettet fleyhende Minuten.

So laß denn in der Gegenwart
Die hehre Zukunft uns umfangen!
Sie waltet hier schon, wo die Seele, noch
Gefangen,
In einem engen Kerker harrt,

Der höhern Freiheit harrt, zu welcher wir berufen
Und innig eingeweihet sind;
Der Freiheit, welche hier auf den Vollendungsstufen
Der Erdenpilgerschaft beginnt.
Zum freien Manne reift das Kind.

Einst herrschte wild der Trieb; er brauste durch die Kreise,
Durch's immer weitere Gebiet des Lebens hin,
Und der Instinct gebot; doch regte leis' und leise
Sich in der Willkühr schon der sanftre Menschensinn.
Und aus der Willkühr trat der Wille,
Der Mensch mit der Vernunft, der freie Mensch, hervor,
Der Wildniß gleich, die sich vor ihm in eine stille,

Er lebt vom bloßen Pflichttheil seines Lebens,
Und giebt die volle Erbschaft hin.
Er schleppt, des Staubes Unterfechter,
Ein wenig Staub, durch Raum und Zeit.
Nur Thätigkeit, entschloßne Thätigkeit,
Die heitre, freie Lebenstochter,
Sie hält ihn fest, den Geist der Stunden,
die entflohn.
So wie jene Göttin ihren Sohn,
Taucht sie das Leben in die Fluthen
Der weihenden Unsterblichkeit;
Sie macht zur Ewigkeit die Zeit,
Und rettet sterbende Minuten.

So laß denn in der Gegenwart
Die hehre Zukunft, uns umfangen!
Sie waltet hier schon, wo die Seele, noch
gefangen,
In einem engen Kerker harrt,

Der höhern Freiheit harrt, zu welcher wir berufen
Und innig eingeweihet sind;
Der Freiheit, welche hier auf den Vollendungsstufen
Der Erdenpilgerschaft beginnt.
Zum freien Manne reift das Kind.

Einst herrschte wild der Trieb; er brauste durch die Kreise,
Durch's immer weitere Gebiet des Lebens hin,
Und der Instinct gebot; doch regte leis' und leise
Sich in der Willkühr schon der sanftre Menschensinn.
Und aus der Willkühr trat der Wille,
Der Mensch mit der Vernunft, der freie Mensch, hervor,
Der Wildniß gleich, die sich vor ihm in eine stille,

Sanft aufgeblühte Flur verlor.
Da ward das Recht. Es stieg empor zum Throne;
Wie ein Gewissen, sprach's zum Volke dort herab;
Und die Vernunft gebot. Sie war es, die die Krone
Der Majestät dem Rechte gab.
Nun ward es hell in dunkeln Thalen,
Als die Vernunft den wilden Trieb besprach;
Sie war das Licht, das sich in tausend Strahlen
In tausend Wunderfarben brach.

Die freie Geisteskraft, die ringend sich entfaltet,
Erstrebt' in Rom ein andres Ziel,
Als das, wonach Karthago sich gestaltet.
Der Stier lebt' einst, wie jetzt; am Euphrat, wie am Nil.

Schau hin nach jenen hoch berühmten Trümmern
Des Kapitols! Da trauert, längst verwaist
Von Tagen, die nicht mehr den Erdkreis überschimmern,
Ein furchtbar riesenhafter Geist.
Wir fühlen noch sein schreckliches Erinnern;
Allmächtig faßt er uns in jeder großen That;
Vom Menschen ging er aus, von seinem Innern,
Und strahlte nur zurück aus seinem Römerstaat.
Erfüllt, ergriffen war von ihm die ganze Seele.
So stürzt ein Curtius sich in die Flammenhöhle;
So geht ein Regulus — was auch Karthago droht —
Er geht, daß er das Wort des Römers nicht verletze,

Treu seinem innersten Gesetze,
In einen schaudervollen Tod.
Roms Hoheit sank, wie die, von Gift befallne, Blüte;
Um frei zu seyn, zu frech, zu niedrig, zu verrucht. —
Die Freiheit flieht den Markt, und weihet im Gemüthe
Des Weisen ihren Thron, wenn sie die Welt besucht.

Doch, was empört ein Volk, dem Herrscherthron zu fluchen?
Was reizt die Wuth, daß sie das Heiligste nicht schont,
Daß sie das graue Recht entthront?
Die Freiheit, die wir draußen suchen,
Und die in unserm Innern wohnt.
O Gallien! du hast umsonst geschworen,

Ein freies Volk zu seyn! umsonst gestürzt den Thron!
Die Freiheit, welche du zur Göttin dir erkoren,
Aus nervenloser Brust war sie schon längst entflohn!

Vollendet flammt sie dort im Glanz des Ideales,
Das vor der Ahnung schwebt; und unser Geist empfing
Nur einen Blick des vollen Strahles,
Der, wie ein Mond, hier auf in unserm Leben ging.
Dort leuchtet sie aus ihrer höchsten Fülle,
Wie auf ein weites Meer, das Sonnenlicht herab.
Auf diesem Meer — es ist des Menschen Wille —

Wogt Tod und Leben auf und ab.
Sanft wallend nimmt es das, mit dem azurnen Schleier
Umwebte, Bild des reinen Himmels auf;
Dann aber steigen Ungeheuer
Aus seinem tiefen Schoß herauf.
Weit schattende Gestalten schreiten
Aus diesem Meer hervor — es sind die Zeiten —
Sie traten auf, um Heil und Unheil aus zu sä'n.
Sie rauschen hin, bald wie die Todesgötter,
Die Saaten vor der Ernte niedermähn;
Bald säuseln sie durch die Olivenblätter,
Die aus des Friedens Kranz holdselig wehn.

Ich schau' hinaus — und, ach! von den Fluren
Begegnet meinem Blick ein dunkler Geist,

Ein Schatten, welcher Elend heißt,
Ein Nachtgespenst, das auf die Spuren,
Wo die Verheerung zog, mit Graun hinunter weist.
Dort weist es hin, dort rauchen noch die Trümmer
Des Waldes, den die Flamme fraß!
Ich horche hin — und seufzendes Gewimmer
Umklagt die Stellen jetzt, wo einst der Friede saß.
Der Frühling kehrt zurück zu seinem Traubenhügel.
Kennt er die Stätte noch? Der Raum ist öd' und stumm!
Da zog ein Rauchgewölk mit schwarzem Rabenflügel;
Da riß die Wuth den Heerd der kleinen Laren um!
Wo zwischen Lindengrün, wie unter Friedenspalmen,

Ein Tempel Gottes sich erhob,
Da ist kein Sabbath mehr, und keine Feierpsalmen
Verkünden dort des Weltengeistes Lob!

Ach! welcher Gott verhing der Erde diese Strafen?
Kein Gott! der Mensch — sein Wahn schuf diese Wüsteneien.
Den Menschen drängt der Mensch. Wer wird den armen Sklaven
Der wilden Leidenschaft befrein?
Weh! mich ergreifen alle Schauer
Der Gegend, wo der Friede schwand!
Laß los! o, laß mich los, du Bild der Trauer!
Du, Hofnung, reich mir deine Engelhand,
Und führe mich durch sanftre Gänge,
Dahin, wo Liebe wohnt und Friedensläfte wehn;

Und laß kein anderes Gepränge,
Als das Gefolg der Menschenhuld, mich sehn!

Und du, Gerechtigkeit, zerbrich die Scheidewände!
Verbanne den verruchten Geist,
Der wild und grausam die verschlungnen Hände
Der Menschen aus einander reißt!
Gieb, daß der Hüttner dießseit seines Flusses
Den Hüttner jenseit lieben darf;
Und donnre mit dem Fluch des Blutvergusses
Den Fürsten an, der kalt ein Friedenswort verwarf!

Doch, Freund, wie tief dein Blick in die Vergangenheiten
Hinunter schaut: aus jeder Wüste starrt
Dich noch ein Denkmahl an von schaudervollen Zeiten;
Und Zukunft ist ein Kind der Gegenwart.

Was immer war, wird immer seyn hienieden;
Und doch empört uns noch die grause Heldenzunft;
Und doch begeistert uns, wie Frühlings Wiederkunft,
Der süße Traum von einem ewgen Frieden? — —
Das ist die Stimme der Vernunft,
Die nimmer schweigt, die, Trotz dem wilden Rufe
Der Sinnenreize, frei uns werden hieß.
Wir stehn hier auf der ersten Stufe,
Wo seiner Vormundschaft uns der Instinct entließ,
Und unsern Lebensgang an die Vernunft verwies.

Wer vor dem Kampfe mit sich selbst nicht zittert,
Nur der ist frei, der unerschüttert

Verwirft, was die Vernunft verwarf.
Die Thorheit wähnt sich frei, wenn sie das
Unrecht darf.
Das Unrecht dürfen, und nicht wollen;
Es fliehn, auch wenn es leuchtend glänzt:
Das ist der hohe Sieg, nach dem wir ringen sollen,
Ob ihn auch keine Hand bekränzt.

Wohl reizend ist es, hoch im Licht einher zu wandeln,
Vergöttert da zu stehn vor seiner Welt;
Doch leichter ist es, groß, als recht zu handeln.
Dort siegt der Ruhm, hier siegt der Held.
Der eitle Wahn küßt seine goldnen Ketten;
Das Reich der Kraft ist ihm ein fremdes Land.
Der freie Geist wird seine Tugend retten,
Und fiel' ihm auch das Leben aus der Hand.

Was immer war, wird immer seyn hienieden;
Und doch empört uns noch die grause Heldenzunft;
Und doch begeistert uns, wie Frühlings Wiederkunft,
Der süße Traum von einem ewgen Frieden? — —
Das ist die Stimme der Vernunft,
Die nimmer schweigt, die, Trotz dem wilden Rufe
Der Sinnenreize, frei uns werden hieß.
Wir stehn hier auf der ersten Stufe,
Wo seiner Vormundschaft uns der Instinct entließ,
Und unsern Lebensgang an die Vernunft verwies.

Wer vor dem Kampfe mit sich selbst nicht zittert,
Nur der ist frei, der unerschüttert

Verwirft, was die Vernunft verwarf.
Die Thorheit wähnt sich frei, wenn sie das
Unrecht darf.
Das Unrecht dürfen, und nicht wollen;
Es fliehn, auch wenn es leuchtend glänzt:
Das ist der hohe Sieg, nach dem wir ringen sollen,
Ob ihn auch keine Hand bekränzt.

Wohl reizend ist es, hoch im Licht einher zu wandeln,
Vergöttert da zu stehn vor seiner Welt;
Doch leichter ist es, groß, als recht zu handeln.
Dort siegt der Ruhm, hier siegt der Held.
Der eitle Wahn küßt seine goldnen Ketten;
Das Reich der Kraft ist ihm ein fremdes Land.
Der freie Geist wird seine Tugend retten,
Und fiel' ihm auch das Leben aus der Hand.

Nur Recht thun, und nichts anders wollen,
Ist ihr Gesetz, ihr Geist; und heilig ist die Pflicht. —
Mag uns das Rad des Schicksals niederrollen:
Die Welt in uns berührt es nicht.

Die List kann einen Thron erringen;
Es sey die Huldigung der halben Welt ihr Raub;
Wie niedrig flattern ihre Schwingen
Im Dienst der Sinnlichkeit um einen Hügel Staub!
Octavius entrann der Tyrannei des Feindes:
Wird er der Tyrannei, die in ihm tobt, entgehn?
Sie schreit ihm zu: „Verkauf das Leben deines Freundes,
Um auf dem Nacken Roms zu stehn! — “
Ist er so arm, daß er zu seinem Glücke

Die sieben Hügel braucht? — Er opfert fremder Wuth
Sein heiligstes Gefühl; mit weggewandtem Blicke
Vergißt der feile Sklav der edlen Römer Blut.
Noch elendvoller ließ dort Philipp, aus den Hallen
Der Macht, sein Herrscherwort von Thal zu Thal,
Von Fels zu Felsen hin, durch Meer und Länder schallen.
Gebietend leuchtete, mit hellem Doppelstrahl,
Ein zwiefach Diadem an seinem Haupte! —
Sein Auge nie in Ruh! sein Antlitz kalt und bleich!
Er, der sein Volk erdrückt' und fremde Freiheit raubte,
Er raubte Völker arm, und raubte sich nicht reich.

Es liegt, wie Mitternacht, Mord liegt auf
seiner Seele,
In der, wie ein Gespenst in einer schwar-
zen Höhle,
Auf jedes Schmeichelwort, das seinen Stolz
berauscht,
Der finstre Geist der Sünde lauscht.
Mag er mit Majestät und Schrecken sich um-
pflanzen:
Er ist ein Sklav der Furcht, wie hoch er
sich auch stellt.
Er baute selbst, aus starren Lanzen,
Den Kerker auf, der ihn gefangen hält.
Da schleudern Furcht und Wuth, aus einer
engen Ritze
Der Eisenmauer, scheu, verderbenvolle Blitze
Hinaus in die, von ihm getrennte, Welt.
Ob auch das Glück an ihn sein Füllhorn
ganz vergeude:
Die Wonn' entflieht aus seiner öden Brust.

So elend ist die Macht! Doch er gebietet
Freude —
Erwärmte sein Gemüth der Taumel fremder
Lust? —
Betäub', entzück' ihn dann der Siegespomp! —
Ein dumpfes,
Verwünschendes Geheul durchschreit, empört,
Die rasende Vergöttrung des Triumphes,
Die er — damit er sich nicht höre —
gierig hört.
Erschrocken ist er, mit sich selbst zu sprechen;
Das Unheil stößt ihn fort; kein Ausweg ist
mehr sein;
Ihn faßte, mit der Hölle Pein,
Ihn faßte das Gericht, zu ewigem Verbrechen
So rettungslos verdammt zu seyn.
Ha! welcher Fluch verschwur ihn dem Ver-
hängniß?
Nach Freiheit athmet er. Er flieht — wo-
hin er tritt;

Der uns mit uns entzweit: dann ist ein Widerspruch;
Ein Thier ist dann der Mensch, und doch verdammt, zu irren.
Dann sprich, was will das gaukelnde Phantom
Der Tugend dort, mit seiner Schattenwürde?
Doch warum folgen wir nicht ruhiger dem Strom
Der Dinge, der uns trägt, wie eine leichte Bürde?

Das Thier weiß, was es will; der Herr des Thieres nur:
Betrit mit schwankem Fuß die Pfade, die er wandelt.
Warum? — Es ist der Mensch, der in dem Menschen handelt;
Im Thiere waltet die Natur.

Das Thier lebt immer jetzt, der Mensch lebt
immer künftig.
Das Thier ist halb vernünftig durch Instinct;
Indeß der Mensch, halb unvernünftig,
Herab von seiner Würde sinkt.

Die Weltnatur ist nie mit sich im Widerstreite;
Doch warum ist der Mensch von heute
Nicht mehr der Mensch, der er noch gestern war?
Die Freiheit leuchtet dunkelklar
In seinem Willen auf; er will, und will doch nimmer.
Das kaum gewählte Hier verwirft er, wählt das Dort;
Der Wahrheit folgt sein Geist, sein Herz dem eiteln Schimmer;
Ihn drängt der Schmerz, ihn lockt die Wonne fort.

Verdräng' ihn auch der Schmerz, verlock' ihn auch die Wonne:
Doch, doch verfehlt ihn nicht der Freiheit leiser Wink.
Hier, dieser Mond, der auf in seinem Busen ging,
Verfinstern mag er sich — ihn findet seine Sonne. —

Dem Menschen ward ein freier Lebenssinn.
Was um ihn ist — es ist dem Daseyn hingegeben;
Dem Menschen nur gab sich das Daseyn hin.
Es ist der Freiheit fürchterliches Streben,
Das im Gefühl erdrückter Ruh erwacht,
Und plötzlich aufspringt, und das Leben,
Wie Bandendruck, hinschleudert in die Nacht.

Den edeln Jüngling Bion drängte
Sein Wüthrich hin zu einer Missethat.

Und als sie schwarz vor seine Seele trat,
Das Daseyn sich um ihn verengte,
Kein Retter seine Hand ihm bot:
Da blitzt' es auf in ihm, ein Leben weg zu werfen,
Das eine Schandthat zu beflecken droht.
Es saust ein Sturm durch alle seine Nerven;
Das Leben kämpft; er wählt, verwirft, und wählt den Tod.
Doch will er nicht zu rasch hinaus ins Dunkel greifen;
Nicht Stürme sollen ihn darnieder wehn;
Drei Tage soll die That in ihrer Knospe reifen;
Entschlossen will er untergehn.
Die dritte Nacht erscheint, schwarz, wie die dunkle Pforte,
Der sich der Jüngling kämpfend naht.
Sein Tagebuch verrieth die letzten Worte,
Womit er seinen finstern Weg betrat.

Verdrängt ihn auch der Schmerz, verlockt ihn auch die Wonne:
Doch, doch verfehlt ihn nicht der Freiheit leiser Wink.
Hier, dieser Mond, der auf in seinem Busen ging,
Verfinstern mag er sich — ihn findet seine Sonne. —

Dem Menschen ward ein freier Lebenssinn.
Was um ihn ist — es ist dem Daseyn hingegeben;
Dem Menschen nur gab sich das Daseyn hin.
Es ist der Freiheit fürchterliches Streben,
Das im Gefühl erdrückter Ruh erwacht,
Und plötzlich aufspringt, und das Leben,
Wie Bandendruck, hinschleudert in die Nacht.

Den edeln Jüngling Bion drängte
Sein Wüthrich hin zu einer Missethat.

Und als sie schwarz vor seine Seele trat,
Das Daseyn sich um ihn verengte,
Kein Retter seine Hand ihm bot:
Da blitzt' es auf in ihm, ein Leben weg zu werfen,
Das eine Schandthat zu beflecken droht.
Es saust ein Sturm durch alle seine Nerven;
Das Leben kämpft; er wählt, verwirft, und wählt den Tod.
Doch will er nicht zu rasch hinaus ins Dunkel greifen;
Nicht Stürme sollen ihn darnieder wehn;
Drei Tage soll die That in ihrer Knospe reifen;
Entschlossen will er untergehn.
Die dritte Nacht erscheint, schwarz, wie die dunkle Pforte,
Der sich der Jüngling kämpfend naht.
Sein Tagebuch verrieth die letzten Worte,
Womit er seinen finstern Weg betrat.

Es rieseln schaudernde Gefühle
Kalt durch sein Herz. Er blickt in die Natur.
„Noch ein Mal“ — ruft er aus — „hebt aus dem Fluthgewühle
Des Lebens sich mein Haupt, und weg ist meine Spur!
Zum letzten Male dann, ihr Himmelskerzen,
Zum letzten Mal blick' ich zu euch hinaus!
Der hohe Weltgeist, der an seinem Herzen
Euch liebend trägt, verstößt mich nicht daraus.
Nichts konnte von der Schmach mich retten,
Nichts, als die Flucht in's sichre Grab.
Noch schuldlos, werf' ich meine Ketten,
Natur, auf deinen Schooß hinab.
Bedecke, Laub der wilden Nessel,
Ein dunkles Leben, voller Schmach!
Bedecke still die That, die eine harte Fessel —
Verzeih, o Gott! — zu früh zerbrach!
Ich zaudre noch? Schon ist die Mitternacht vorüber;

Und immer zaudr' ich noch? — Der Tod —
ein finstres Wort!
Ach! stele noch ein Mal vom stillen Osten
dort
In meine Seel' ein Morgenblick herüber!
Vielleicht — vielleicht — — Sey stark, mein
Geist! wir müssen fort! — —"

Den Kampf der Freiheit ehrt, müßt ihr
die That auch tadeln!
Sagt, ob ihr ihn verdammen dürft,
Ihn, der im Drang, sein Leben zu entadeln,
Es rettend in den Arm des Todes wirft!

Das Daseyn fiel uns zu; die Freiheit
wird errungen,
Von der die Tugend lebt. Die Geistesfreiheit
siegt,
Besiegt den Lebenstrieb, wenn Hehra', ganz
durchdrungen

Von ihrer Mutterpflicht, zu Mali's Rettung flisgt.

Du bebst, du schauderst noch vor jener Uferstelle,
Wo kühn hinab die sanfte Hehra sprang,
Und mit dem Tod und der empörten Welle
Um ihre Mali kämpft', und zitternd sie errang.
Die Geistesfreiheit siegt: ein Brutus hört die Töne
Der flehenden Natur, doch er erhört sie nicht.
Er fühlt die süße Pflicht, und folgt der höhern Pflicht,
Wenn er, mit nassem Blick, am Blutaltar die Söhne
Den fodernden Gesetzen opfern läßt. —
Die Geistesfreiheit hebt den Schwung der großen Seele;
Sie feiert in der Nacht der dunkeln Kerkerhöhle
Des Sokrates ein lichtes Götterfest.

Es ist nichts Heiligers und Schöners,
Als ihr Triumph im Kerker des Atheners.
Wie sanft verwarf der Weise Kritons Rath,
Der mit dem Wink zur Flucht in seinen Kerker trat!
„Das Leben, Kriton, wird zu theuer
Dem Unrecht abgekauft. Der Tod ist ein Befreier;
Und Ketten trägt die Freveltat. — “
So spricht der Mann der Kraft, der sich den Göttern naht.
Wie laut und wüthend auch die Schlangen draußen ziſchen;
Um ihn ist alles still, um ihn ist Licht und Ruh.
Sein Geist ist frei; den friedlichen Gebüſchen
Elysiums fliegt seine Seele zu.

Die Freiheit der Vernunft ist unser wahres Leben.

Von ihrer Mutterpflicht, zu Mali's Rettung fliegt.
Du bebst, du schauderst noch vor jener Uferstelle,
Wo kühn hinab die sanfte Hehra sprang,
Und mit dem Tod und der empörten Welle
Um ihre Mali kämpft', und zitternd sie errang.
Die Geistesfreiheit siegt: ein Brutus hört die Töne
Der flehenden Natur, doch er erhört sie nicht.
Er fühlt die süße Pflicht, und folgt der höhern Pflicht,
Wenn er, mit nassem Blick, am Blutaltar die Söhne
Den fodernden Gesetzen opfern läßt. —
Die Geistesfreiheit hebt den Schwung der großen Seele;
Sie feiert in der Nacht der dunkeln Kerkerhöhle
Des Sokrates ein lichtes Götterfest.

Es ist nichts Heiligers und Schöners,
Als ihr Triumph im Kerker des Atheners.
Wie sanft verwarf der Weise Kritons Rath,
Der mit dem Wink zur Flucht in seinen Kerker trat!
„Das Leben, Kriton, wird zu theuer
Dem Unrecht abgekauft. Der Tod ist ein Befreier;
Und Ketten trägt die Frevelthat. — “
So spricht der Mann der Kraft, der sich den Göttern naht.
Wie laut und wüthend auch die Schlangen draußen zischen;
Um ihn ist alles still, um ihn ist Licht und Ruh.
Sein Geist ist frei; den friedlichen Gebüschen
Elysiums fliegt seine Seele zu.

Die Freiheit der Vernunft ist unser wahres Leben.

Zur Führerin iſt ſie, und zu Begleitern ſind,
Durch dieß verſchlungne Labyrinth,
Uns freundliche Gefühle mitgegeben.
Wenn Hoheit unſern Buſen hebt,
Dann ſtrömen ſie die Glut auf unſre Wangen;
Oft aber fallen ſie gefangen
In Netze, die der Reiz der Sinne webt.
Sie dürfen nicht mit der Vernunft entſchwärmen;
Sie dürfen nur den Keim der Edelthat
Empor zur vollen Reife wärmen;
Und lieblich blüht um ſie die heitre Lebensſaat.
Wo ihre Wärme fehlt, da iſt die Gegend öder:
Die Diſtel wuchert nicht hervor;
Doch auch kein Fruchthalm reift, und die erhabne Zeder
Hebt nie darin ihr Kronenhaupt empor.

Gefühle tanzen gern, im holden Zauberſchimmer

Der Phantaſie, mit unſerm Herzen hin;
Allein die ernſtere Vernunft ſey immer
Die richtende Gebieterin,
Ihr freies Machtgebot der Leitſtern, der uns führet.
Die ganze Menſchlichkeit in uns vereine ſie
Zu einem Lautenſpiel der Lebensmelodie.
Dieß iſt das Königthum, das der Vernunft gebühret.

Im Menſchen wallt und wogt die Fluth der Leidenſchaft,
In ſanft umgrüntes Ufer hingebettet.
Auf einer Inſel thront, mit Herrſcherwürd' und Kraft,
Die frei gebietende Vernunft, hinaufgerettet,
Zu überſchauen dort die Fluth und ihren Lauf.
Da herrſche ſie herab von ihrer Inſelhöhe!
Da herrſche nie die wilde Fluth hinauf!

Denn Wehe der Vernunft, und ihrer Freiheit Wehe,
Wenn jener Wogendrang, empört und ungehemmt,
Das Ufer niederbraust, und die geweihte Höhe
Der unbewachten Insel überschwemmt!
Doch das Vernunftgesetz tritt bald mit hellen Spuren,
Wie eine Säulenschrift, hervor,
Die unter Trümmern sich verlor.
Den Aufruhr drängender Naturen
Hat über sie hinweg die wilde Zeit gespühlt.
Verschütten konnte sie die Schrift, doch nicht verdrängen.
O, die Erhabenheit begeistert zu Gesängen!
Wie tief hat sie das Volk der Lieder einst gefühlt!
Vom Traum der Sinnlichkeit geschieden,
Und innig doch mit ihm vermählt,

Umstürmt mit ihrem Kampf, umschwebt mit ihrem Frieden
Die hohe Göttlichkeit den mächtigen Alciden,
Dem sie die Brust zum Hyderkampfe stählt.

Mit dem Hochgefühl des Sehnens,
Das zu Götterthaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schooß der Einsamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er soll und will;
Und an einem Scheidewege
Steht er, sinnend, plötzlich still.

Dunkler itzt, und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor.
Ahnungsvoll, und schnell und schneller
Wallt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder sich entfalten?
Ist ihm eine Gottheit nah?

Denn Wehe der Vernunft, und ihrer Freiheit Wehe,
Wenn jener Wogendrang, empört und ungehemmt,
Das Ufer niederbraust, und die geweihte Höhe
Der unbewachten Insel überschwemmt!
Doch das Vernunftgesetz tritt bald mit hellen Spuren,
Wie eine Säulenschrift, hervor,
Die unter Trümmern sich verlor.
Den Aufruhr drängender Naturen
Hat über sie hinweg die wilde Zeit gespühlt.
Verschütten konnte sie die Schrift, doch nicht verdrängen.
O, die Erhabenheit begeistert zu Gesängen!
Wie tief hat sie das Volk der Lieder einst gefühlt!
Vom Traum der Sinnlichkeit geschieden,
Und innig doch mit ihm vermählt,

Umstürmt mit ihrem Kampf, umschwebt mit ihrem Frieden
Die hohe Göttlichkeit den mächtigen Alciden,
Dem sie die Brust zum Hyderkampfe stählt.

Mit dem Hochgefühl des Sehnens,
Das zu Götterthaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schooß der Einsamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er soll und will;
Und an einem Scheidewege
Steht er, sinnend, plötzlich still.

Dunkler itzt, und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor.
Ahnungsvoll, und schnell und schneller
Wallt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder sich entfalten?
Ist ihm eine Gottheit nah?

Zwei erscheinende Gestalten
Stehn vor seinem Blicke da.

Eine der Gestalten leuchtet,
Wie der frische Blumenring,
Der, vom ersten Thau befeuchtet,
Um die junge Tellus hing.
„Siehe!“ sprach sie „was die Erde
Süßes hat, ich weih' es dir,
Sohn des Himmels; aber werde
Mein Getreuer, folge mir! — “

Zauber sprühn aus ihren Blicken;
Und ein weicher Schlummerduft
Trägt ein taumelndes Entzücken
Um sie her im Hauch der Luft.
Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewalt,
Seine Blicke zu erheben
Zu der stillern Huldgestalt.

Ruhig naht sie, wie der Friede;
Aber, wie mit Schmach bedeckt,
Fühlt sich zitternd der Alcide
Von der Tugend angeschreckt. —
„Keine Freuden goldner Tage“
Spricht sie „kann ich dir verleihn.
Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig, bist du mein.

Siegen ziemt dem Göttersohne;
Sich besiegen aber weiht
Ihm die höchste Strahlenkrone
Himmlischer Unsterblichkeit. — “
Und der Jüngling — schöner blühend
Stand er da vor der Natur,
Als er heilig sich und glühend
In die Hand der Tugend schwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern unterthan,

Und die freie Seele schwinget
Sich in's Reich der Tugend auf.

So furchtbar dämmert durch die Hülle
Der Sterblichkeit die Götterspur,
Das Licht der tiefen Seelenfülle,
Der Glanz der höheren Natur.
Dem Blicke, welcher sich an dem erhabnen Schimmer
Der Geistesfreiheit selig schaut,
O! wie erscheint ihm hier das Bild der bunten Trümmer,
Womit das Glück ein Glück zusammenbaut!
Der Thronkoloß stürzt ein zur grauen Schäferhürde,
Zum Knabenbau von heut, der morgen schon zerfällt!
Ja, blick' in die Natur, in ihre große Welt,
Und fühle dich in deiner Geisteswürde
Hoch über sie hinaus gestellt!

Der Tag verschied, er ging verstummend unter;
Groß ist die stille Welt, die hinter ihm erwacht.
Nun trit hinaus in diese dunkle Pracht!
Wie feierlich ist sie! wie heilig! Schau hinunter
In diese tiefe Herrlichkeit der Nacht,
Durch welche Sonnen hin, wie Strahlengötter, wandern!
Schau, wie das funkelnde Gewölbe dich umfängt!
Und wie von einem Pol zum andern
Die goldne Weltenkette hängt!
Die Glanzgestalten ziehn still feiernd auf und nieder.
Mißt hier der Raum den Raum? zählt Stunden hier die Zeit?
O, staun' empor! Die Weltunendlichkeit
Streckt tief in's Ewige hinaus die Riesenglieder!

Und die freie Seele ſchwinget
Sich in's Reich der Tugend auf.

So furchtbar dämmert durch die Hülle
Der Sterblichkeit die Götterſpur,
Das Licht der tiefen Seelenfülle,
Der Glanz der höheren Natur.
Dem Blicke, welcher ſich an dem erhabnen Schimmer
Der Geiſtesfreiheit ſelig ſchaut,
O! wie erſcheint ihm hier das Bild der bunten Trümmer,
Womit das Glück ein Glück zuſammenbaut!
Der Thronkoloß ſtürzt ein zur grauen Schäferhürde,
Zum Knabenbau von heut, der morgen ſchon zerfällt!
Ja, blick' in die Natur, in ihre große Welt,
Und fühle dich in deiner Geiſteswürde
Hoch über ſie hinaus geſtellt!

Der Tag verschied, er ging verstummend unter;
Groß ist die stille Welt, die hinter ihm erwacht.
Nun trit hinaus in diese dunkle Pracht!
Wie feierlich ist sie! wie heilig! Schau hinunter
In diese tiefe Herrlichkeit der Nacht,
Durch welche Sonnen hin, wie Strahlengötter, wandern!
Schau, wie das funkelnde Gewölbe dich umfängt!
Und wie von einem Pol zum andern
Die goldne Weltenkette hängt!
Die Glanzgestalten ziehn still feiernd auf und nieder.
Mißt hier der Raum den Raum? zählt Stunden hier die Zeit?
O, staun' empor! Die Weltunendlichkeit
Streckt tief in's Ewige hinaus die Riesenglieder!

Siehst du den Menschen noch vor dieser Fluth des Lichts?

Dieß Anschaun drückt, wie eine Bürde,
Den Menschen nieder in ein Nichts.
Was hebt — was rettet ihn? — Die hohe Geisteswürde,
Die stark umfaßt, was sie erkor,
Hebt über Welten ihn empor.
Sie sind die Kette der Naturgewalten,
Und ihr Beruf ist: zu entfalten
Das weite Labyrinth der reichen Aetherflur,
Durch welche freie Geister wandeln.
Der Mensch ist selbst sein Gott, und sein Beruf ist: Handeln.

Das Leben der Vernunft, der Freiheit helle Spur,
Berechtigt ihn, sein Haupt so hoch empor zu heben.
Verwandlung wird der Weltnatur,

Erhebung der Vernunft gegeben.
Wenn tief, und tiefer schon des Lebens Sonne
steht,
Dann rettet die Vernunft aus den zerstörten
Lauben,
An denen schon die Zeit den letzten Kranz
verweht,
Sie rettet sich hinauf zu ihrem Glauben,
Der, wie ein junger Held, durch die Ver-
wüstung geht,
Und zu der Tugend spricht: „Dein Kranz
wird nicht verwehen;
Du bleibst, ob hinter dir dein Schatten auch
verschwand.
Die Tugend kann nicht untergehen,
Die werth des Himmels ist, und keinen Him-
mel fand. — “

Trit hin zur feierlich-geheimnißvollen Pforte,
Von Hehra's Hingang leuchtend noch erhellt!

Da tönen noch die seelenvollen Worte:
„Zum Wiedersehn sey mir gegrüßt, du Geisterwelt! — “
Dieß war der letzte Ton von einem schönen Liede,
Das in der zarten Frühlingsblüt' entschlief.
Es war, als ob ein Engeltag verschiede,
Der sanft in seine Ruh die Abendstille rief. —

Es werde hell um die geliebten Trümmer,
Und träumend sinke die Erinnerung;
Wie eine weiße Nacht voll Mondenschimmer,
Auf jede Stelle deiner Huldigung.
Laß die Vergangenheit — und ob dein Herz auch breche —
Mit allem, was sie war, o laß sie auferstehn,
Daß jeder Nachhall noch zu deinem Herzen spreche:
„Die Tugend kann nicht untergehn! — “

Und führe mich durch all die reichen Blütengänge
Des schönen Lebens hin, das selig dich umfing.
Es töne, wie ein Laut verhallender Gesänge,
Wo eine schöne That in ihrem Kranze ging.

Die Muse schwebt dort, wo Hedwig zu dem Harme
Den Frieden in die Hütte trug!
Und heilig sey der Raum, wo sie die offnen Arme
Der Rettung um das tief verirrte Mädchen schlug!
Der Hügel sey geweiht, wo, sanft von Lichtgewölke
Umleuchtet, Hedwig ging! geweiht das Ufergras,
Wo sie, umblüht von jungen Angermelken
Und holden Engelkindern, saß!

Da tönen noch die seelenvollen Worte:
„Zum Wiedersehn sey mir gegrüßt, du Geisterwelt! — “
Dieß war der letzte Ton von einem schönen Liede,
Das in der zarten Frühlingsstrat' entschlief.
Es war, als ob ein Engeltag verschiede,
Der sanft in seine Ruh die Abendstille rief. —

Es werde hell um die geliebten Trümmer,
Und träumend sinke die Erinnerung,
Wie eine weiße Nacht voll Mondenschimmer,
Auf jede Stelle deiner Huldigung.
Laß die Vergangenheit — und ob dein Herz auch breche —
Mit allem, was sie war, o laß sie auferstehn,
Daß jeder Nachhall noch zu deinem Herzen spreche:
„Die Tugend kann nicht untergehn! — “

Und führe mich durch all die reichen Blütengänge
Des schönen Lebens hin, das selig dich umfing.
Es töne, wie ein Laut verhallender Gesänge,
Wo eine schöne That in ihrem Kranze ging.

Die Nische schwebt dort, wo Hedwig zu dem Harme
Den Frieden in die Hütte trug!
Und heilig sey der Raum, wo sie die offnen Arme
Der Rettung um das tief verirrte Mädchen schlug!
Der Hügel sey geweihet, wo, sanft von Lichtgewölke
Umleuchtet, Hedwig ging! geweiht das Ufergras,
Wo sie, umblüht von jungen Angernelken
Und holden Engelkindern, saß!

Und herrlich, wie vor Gott verklärte Geister
stehn,
Blickt er die Schatten an, die aus den
Trauerzweigen
Auf Hehre's Hügel niederwehn.
Vor ihm, vor diesem ernsten Zeugen
Befrage dich: Was willst du wiedersehn?
Die Schatten ihrer Seelengüte?
Den Blick, voll Huld und Licht? das Wangenroth, das zart
Aus einem innern Lenz herüber blühte,
Aus dem Gefühl, das von der Ahnung glühte,
Vor welcher sich der Geist der Zukunft offenbart? —
O, alles dieß sind Erdengaben!
Ein feiner, innrer Sinn, der hier begraben
In tiefer Hülle lag, wird glorreich auferstehn,
Wird jede Geistesblöd' entschleiern,
Und wird das große Wiedersehn

Der Tugend und der Liebe feiern.
Die Wolken, welche hier noch zwischen Seelen stehn,
Die schattenden Gestalten, werden schwinden.
Ein leichter Hauch verhüllt dann nur den Strahlenkern;
Anleuchten wird der Stern den Stern;
Die Tugend wird die Tugend wieder finden.
Dann wird sich, wie das klare Bild
Der Sonn' auf mildern Au'n und sanftern Hügeln,
Im zarten Schleier, der es hüllt,
Das innre Leben reiner spiegeln.

Jenes Rosenlächeln nicht,
Nicht der Kranz von blonden Haaren,
Nicht, was die Gestalt umblühte;
Nein, die zarte Seelengüte
Wird den Himmel offenbaren,
Der zu deiner Seele spricht.

Hehra's Lebensmelodie,
Im ätherischen Erwachen,
Wird empor in Hymnen schweben.
Wohl wird jedes Engelleben
Himmlischer den Himmel machen;
Dich begeistern wird nur sie.

Wie ein weicher Flötenlaut,
Wird sich eine That dir nennen,
Welche Lieb' und Stille schufen.
„Das ist Hehra!" wirst du rufen.
O! dann wirst du sie erkennen
An dem Himmel, den sie baut.

Ja, Freund, wir werden seyn, wir werden noch des Schönen
Und Guten inniger und seliger uns freun;
Und lyrischer wird unser Leben tönen,
Mit schönen Seelen im Verein.
Dann wird dem edeln, frommen Späher

Der heilige Verhüllte näher,
Und lichter, stiller wird's um seine Tugend seyn.
Erheben wird sie sich auf freierm Flügel,
Hin durch das neue Reich der Zeit;
Und heller strahlen wird an ihrer Stirn das Siegel
Der heiligen Unsterblichkeit.

Unsterblichkeit! Gedanke, der du Leben
Und Licht in's Daseyn strahlst, und über Zweifel siegst!
Wie hoch kannst du den Menschen heben,
Wenn du den Menschen überfliegst!

Unsterblichkeit! dir bringe dann die Blume
Des Lebens ihren Purpur dar.
Du weihest am Naturaltar
Es ein zu seinem Götterthume.

Wenn Graun der Nacht an meinem Pfade lauscht:
Dann leuchte du herab aus deines Lichtes Fülle.
Erhebe mich, wenn laut das Leben mich umrauscht,
Zur Ruhe deiner Geisterstille.

Geheim entlaubt die dunkle Hand den Wald;
Und Schweigen ruht um längst versunkne Trümmer.
Du tritst hervor in deinem leisen Schimmer,
Wie eine rettende Gestalt.

Du winkst, wenn mir die letzte Thrän' entfließet,
Mich zur Verklärung hinauf.
Ein Mensch, ein müder Pilger schlummert,
Ein Gott beginnet seinen Lauf!

Anmerkungen.

lange, ob sie diesem Antrage Gehör geben sollte; und endlich wurde sie durch den Geistlichen, der der Lehrer ihrer Söhne war, zu dem Entschlusse bestimmt, nach Corsika zu gehen. Ihre Sachen waren eingeschifft, und sie selbst war schon auf der Reise begriffen, als Piedro davon Nachricht erhielt, und ihr sogleich einen Freund nachschickte, der sie einholte und zurück führte. Vanina stand unter dem Schutze des Parlements zu Aix. Pietro forderte trotzig vom Parlemente seine Gattin; und Vanina folgte, gegen alle Warnungen, welche sie zurück zu halten suchten, ihrem Gatten nach Marseille, wo er ihr das bevorstehende Verbrechen vorhielt, ihr eine kurze Zeit zur Beruhigung ihrer Seelenangelegenheit verstattete, und dann einem Sklaven befahl, sie zu erdrosseln. Vanina, mit einem Blick, den alle weibliche Hoheit und Würde bewaffneten, wendet sich an den Grausamen, der ihr Gatte war, und jetzo als ein harter Richter vor ihr steht — „Piedro," spricht sie, „darfst du mich von solchen unwürdigen Händen den Tod geben lassen?" — Piedro ruft dem Sklaven zurück, bittet seine Gemahlin um Verzeihung der Schmach, die er ihr zu zu fügen im Begriff gewesen sey, und — erdrosselt sie mit eigener Hand. Herr

Hofrath Becker hat in seinen Darstellungen diese Geschichte bearbeitet.

V. 362. Eumeniden, Rachegöttinnen.

V. 417 Pharus, ein Leuchtthurm, der den Schiffern auf offenem Meere zum Wegweiser und zur Warnung vor Syrten oder Klippen und Sandbänken dient.

Zum zweiten Gesange.

V. 77 und 78. Zenith und Nadir — zwei Punkte an der Hohlkugel des, uns umgebenden, Himmels. Zenith ist der Punkt gerade über unserm Haupte; Nadir der Punkt gerade unter uns, an der Seite des Himmels, der die entgegen gesetzte Hälfte der Erdkugel umgiebt.

V. 338—344. Orion ist das schönste, glänzendste Gestirn des ganzen Himmels, und steht unter den südlichen Sternbildern. — Die Hyaden und das so genannte Siebengestirn, die Plejaden, befinden sich am südlichen Himmel im Sternbilde des

Stiers; jene vorn am Kopfe, diese am Rücken desselben. Die erstern werden die Regensterne genannt.

V. 345. Der Schwan — ein nördliches Sternbild neben der Leier in der Milchstraße.

V. 365. Die Milchstraße ist der merkwürdige, lichte Kreisbogen, der sich durch den Himmel zieht, und in mehrere, blässere und hellere Streifen theilt. Sie enthält eine Unermeßlichkeit von Sonnenwelten.

V. 380. Dioskuren — Söhne Jupiters, Kastor und Pollux, ein Gestirn des östlichen Himmels. — Die Fabel erzählt: von diesen beiden, aus den Eiern der Leda entsprungenen, Brüdern sey Kastor sterblich, Pollux aber, vom Jupiter abstammend, unsterblich gewesen. Kastor fiel in einem Zweikampfe. Pollux trauerte über den Verlust dieses innigst geliebten Bruders, und bat den Jupiter, ihm selber das unsterbliche Leben zu nehmen, oder zu vergönnen, daß er mit seinem geliebten Bruder die Unsterblichkeit theilen möge. Jupiter gewährt die Bitte. Beide wurden unter die Ster-

ne versetzt, und genossen das Loos der Lichtwelt und der Schattenwelt gemeinschaftlich.

V. 384. Die Jungfrau. — Dieß Gestirn des nördlichen Himmels ist eins der schönsten und größten im Thierkreise.

V. 387. Lyra — ein nördliches Sternbild.

V. 390. Arctur — ein Fixstern des nördlichen Himmels, im Bootes, dem so genannten Bärenführer. Er glänzt in einem hellen, röthlichen Lichte.

V. 395. Das Sterngewölk. — Die große und die kleine Wolke sind zwei Haufen kleiner, fast wie ein lichtes Nebelgewölk erscheinender, Sterne. Sie befinden sich in der Nähe des Südpols.

V. 399. Der Sirius — ein lebhaft funkelnder Fixstern. Er ist der glänzendste Stern am ganzen Himmel, und befindet sich an der südlichen Himmelsseite im Sternbilde des großen Hundes.

V. 403. Uranus ist ein, zu unserm Sonnensystem gehöriger, neuerlich entdeckter Planet. Er ist 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt.

Stiers; jene vorn am Kopfe, diese am Rücken desselben. Die erstern werden die Regensterne genannt.

V. 345. Der Schwan — ein nördliches Sternbild neben der Leier in der Milchstraße.

V. 365. Die Milchstraße ist der merkwürdige, lichte Kreisbogen, der sich durch den Himmel zieht, und in mehrere, bläßere und hellere Streifen theilt. Sie enthält eine Unermeßlichkeit von Sonnenwelten.

V. 380. Dioskuren — Söhne Jupiters, Kastor und Pollux, ein Gestirn des östlichen Himmels. — Die Fabel erzählt: von diesen beiden, aus den Eiern der Leda entsprungenen, Brüdern sey Kastor sterblich, Pollux aber, vom Jupiter abstammend, unsterblich gewesen. Kastor fiel in einem Zweikampfe. Pollux trauerte über den Verlust dieses innigst geliebten Bruders, und bat den Jupiter, ihm selber das unsterbliche Leben zu nehmen, oder zu vergönnen, daß er mit seinem geliebten Bruder die Unsterblichkeit theilen möge. Jupiter gewährt die Bitte. Beide wurden unter die Ster-

ne versetzt, und genossen das Loos der Lichtwelt und der Schattenwelt gemeinschaftlich.

V. 384. Die Jungfrau. — Dieß Gestirn des nördlichen Himmels ist eins der schönsten und größten im Thierkreise.

V. 387. Lyra — ein nördliches Sternbild.

V. 390. Arctur — ein Fixstern des nördlichen Himmels, im Bootes, dem so genannten Bärenführer. Er glänzt in einem hellen, röthlichen Lichte.

V. 395. Das Sterngewölk. — Die große und die kleine Wolke sind zwei Haufen kleiner, fast wie ein lichtes Nebelgewölk erscheinender, Sterne. Sie befinden sich in der Nähe des Südpols.

V. 399. Der Sirius — ein lebhaft funkelnder Fixstern. Er ist der glänzendste Stern am ganzen Himmel, und befindet sich an der südlichen Himmelsseite im Sternbilde des großen Hundes.

V. 403. Uranus ist ein, zu unserm Sonnensystem gehöriger, neuerlich entdeckter Planet. Er ist 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt.

V. 409. Venus — ein bekannter Planet unsers Sonnensystems.

Zum dritten Gesange.

V. 309. Kassandra — eine Tochter Priamus, des Königs von Troja. Sie besaß vom Apoll die Gabe der Weissagung, und verkündete das traurige Loos des väterlichen Throns und ihrer geliebten Vaterstadt, die von den Griechen erobert und vernichtet wurde, vorher.

V. 314—332. Peneus — Fluß in Griechenland. Hellas — der alte Name Griechenlands. Charis — Huldgöttin, Grazie. Heroen — Halbgötter, Helden.

V. 349. „Erhabne Worte spricht der Hain" u. s. f. Geweihte Haine waren es, in deren geheimnißvollem Dunkel die Orakel ihre hohen Göttersprüche vernehmen ließen. Der dodonische Wald in Epirus verhüllte in seinen heiligen Schatten ein Orakel des Jupiters.

V. 352. Die schöne Dichtung von Amor und Psyche verschleiert die zarten Vorstellungen von Seyn

und Werden. Die Psyche, mit Schmetterlingsflügeln, deutet auf ein geistiges Wesen, welches, aus der gröbern Erdenhülle empor gehoben, eines höhern Daseyns genießt. Sie ist die Vermählte Amors, die unsterbliche Genossin der himmlischen Liebe. Amor hatte Psychen oft gewarnt, nicht nach zu forschen, wer ihr Liebhaber sey. Aber, auf die Vorstellungen ihrer Schwestern, die nach ihrem Wunsch ihr zugeführt waren, und, auf das Glück ihrer Schwester neidisch, ihr den Wahn einflößten, ihr Liebhaber sey ein Ungeheuer, trat sie im Dunkel der Nacht mit einer brennenden Lampe, und bewafnet mit einem Dolche, zu dem Lager des schlummernden Amors, um sich von dem gefürchteten Ungeheuer zu befreien. Doch wie erstaunte sie, an dessen Statt den himmlischen Amor selbst zu erblicken! Sie zitterte, und ein brennender Oehltropfen fiel auf Amors Schulter. Er erwachte, und verstieß zürnend die getäuschte Psyche. Die Unglückliche irrte nun trostlos auf der ganzen Erde umher, den verlornen Gott auf zu suchen und zurück zu flehen. Sie mußte sich harten Büßungen unterwerfen, bis sie endlich von Amor, der sie noch liebte, wieder aufgenommen, und in die Versammlung der Himmlischen eingeführt wurde, wo sämmtliche Göt-

lange, ob sie diesem Antrage Gehör geben sollte; und endlich wurde sie durch den Geistlichen, der der Lehrer ihrer Söhne war, zu dem Entschlusse bestimmt, nach Corsika zu gehen. Ihre Sachen waren eingeschifft, und sie selbst war schon auf der Reise begriffen, als Piedro davon Nachricht erhielt, und ihr sogleich einen Freund nachschickte, der sie einholte und zurück führte. Vanina stand unter dem Schutze des Parlements zu Aix. Piedro forderte nun vom Parlemente seine Gattin; und Vanina folgte, gegen alle Warnungen, welche sie zurück zu halten suchten, ihrem Gatten nach Marseille, wo er ihr das begangene Verbrechen vorstellte, ihr eine kurze Zeit zur Beruhigung ihrer Seelenangelegenheit verstattete, und dann einen Sklaven rufte, sie zu erdrosseln. Vanina, mit einem Blick, den alle weibliche Hoheit und Würde bewaffneten, wendet sich an den Grausamen, der ihr Gatte war, und jetzo als ein harter Richter vor ihr steht — „Piedro," spricht sie, „darfst du mir von solchen unwürdigen Händen den Tod geben lassen?" — Piedro rufe dem Sklaven zurück, bittet seine Gemahlin um Verzeihung der Schmach, die er, ihr zu zu fügen, im Begriff gewesen sey, und erdrosselt sie mit eigener Hand. Herr

Hofrath Becker hat in seinen Darstellungen diese Geschichte bearbeitet.

V. 362. Eumeniden, Rachegöttinnen.

V. 417 Pharus, ein Leuchtthurm, der den Schiffern auf offenem Meere zum Wegweiser und zur Warnung vor Syrten oder Klippen und Sandbänken dient.

Zum zweiten Gesange.

V. 77 und 78. Zenith und Nadir — zwei Punkte an der Hohlkugel des, uns umgebenden, Himmels. Zenith ist der Punkt gerade über unserm Haupte; Nadir der Punkt gerade unter uns, an der Seite des Himmels, der die entgegen gesetzte Hälfte der Erdkugel umgiebt.

V. 338—344. Orion ist das schönste, glänzendste Gestirn des ganzen Himmels, und steht unter den südlichen Sternbildern. — Die Hyaden und das so genannte Siebengestirn, die Plejaden, befinden sich am südlichen Himmel im Sternbilde des

Stiers; jene vorn am Kopfe, diese am Rücken desselben. Die erstern werden die Regensterne genannt.

V. 345. Der Schwan — ein nördliches Sternbild neben der Leier in der Milchstraße.

V. 365. Die Milchstraße ist der merkwürdige, lichte Kreisbogen, der sich durch den Himmel zieht, und in mehrere, blässere und hellere Streifen theilt. Sie enthält eine Unermeßlichkeit von Sonnenwelten.

V. 380. Dioskuren — Söhne Jupiters, Kastor und Pollux, ein Gestirn des östlichen Himmels. — Die Fabel erzählt: von diesen beiden, aus den Eiern der Leda entsprungenen, Brüdern sey Kastor sterblich, Pollux aber, vom Jupiter abstammend, unsterblich gewesen. Kastor fiel in einem Zweikampfe. Pollux trauerte über den Verlust dieses innigst geliebten Bruders, und bat den Jupiter, ihm selber das unsterbliche Leben zu nehmen, oder zu vergönnen, daß er mit seinem geliebten Bruder die Unsterblichkeit theilen möge. Jupiter gewährt die Bitte. Beide wurden unter die Ster-

ne besetzt, und genossen das Loos der Lichtwelt und der Schattenwelt gemeinschaftlich.

V. 384. Die Jungfrau. — Dieß Gestirn des nördlichen Himmels ist eins der schönsten und größten im Thierkreise.

V. 387. Lyra — ein nördliches Sternbild.

V. 390. Arctur — ein Fixstern des nördlichen Himmels, im Bootes, dem so genannten Bärenführer. Er glänzt in einem hellen, röthlichen Lichte.

V. 395. Das Sterngewölk. — Die große und die kleine Wolke sind zwei Haufen kleiner, fast wie ein lichtes Nebelgewölk erscheinender, Sterne. Sie befinden sich in der Nähe des Südpols.

V. 399. Der Sirius — ein lebhaft funkelnder Fixstern. Er ist der glänzendste Stern am ganzen Himmel, und befindet sich an der südlichen Himmelsseite im Sternbilde des großen Hundes.

V. 403. Uranus ist ein, zu unserm Sonnensystem gehöriger, neuerlich entdeckter Planet. Er ist 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt.

V. 409. Venus — ein bekannter Planet unsers Sonnensystems.

Zum dritten Gesange.

V. 309. Kassandra — eine Tochter Priamus, des Königs von Troja. Sie besaß vom Apoll die Gabe der Weissagung, und verkündete das traurige Loos des väterlichen Throns und ihrer geliebten Vaterstadt, die von den Griechen erobert und vernichtet wurde, vorher.

V. 314—332. Peneus — Fluß in Griechenland. Hellas — der alte Name Griechenlands. Charis — Huldgöttin, Grazie. Heroen — Halbgötter, Helden.

V. 349. „Erhabne Worte spricht der Hain" u. s. f. Geweihte Haine waren es, in deren geheimnißvollem Dunkel die Orakel ihre hohen Götterssprüche vernehmen ließen. Der dodonische Wald in Epirus verhüllte in seinen heiligen Schatten ein Orakel des Jupiters.

V. 352. Die schöne Dichtung von Amor und Psyche verschleiert die zarten Vorstellungen von Seyn

und Werden. Die Psyche, mit Schmetterlingsflügeln, deutet auf ein geistiges Wesen, welches, aus der gröbern Erdenhülle empor gehoben, eines höhern Daseyns genießt. Sie ist die Vermählte Amors, die unsterbliche Genossin der himmlischen Liebe. Amor hatte Psychen oft gewarnt, nicht nach zu forschen, wer ihr Liebhaber sey. Aber, auf die Vorstellungen ihrer Schwestern, die nach ihrem Wunsch ihr zugeführt waren, und, auf das Glück ihrer Schwester neidisch, ihr den Wahn einflößten, ihr Liebhaber sey ein Ungeheuer, trat sie im Dunkel der Nacht mit einer brennenden Lampe, und bewafnet mit einem Dolche, zu dem Lager des schlummernden Amors, um sich von dem gefürchteten Ungeheuer zu befreien. Doch wie erstaunte sie, an dessen Statt den himmlischen Amor selbst zu erblicken! Sie zitterte, und ein brennender Oehltropfen fiel auf Amors Schulter. Er erwachte, und verstieß zürnend die getäuschte Psyche. Die Unglückliche irrte nun trostlos auf der ganzen Erde umher, den verlornen Gott auf zu suchen und zurück zu flehen. Sie mußte sich harten Büßungen unterwerfen, bis sie endlich von Amor, der sie noch liebte, wieder aufgenommen, und in die Versammlung der Himmlischen eingeführt wurde, wo sämmtliche Göt-

ter an der Vermählung Psychens mit der himmlischen Liebe Theil nahmen. — So glorreich kehrt der Himmelsfunke zu seinem Ursprunge zurück.

Zum vierten Gesange.

V. 104. Dryaden — Waldgöttinnen, die im tiefsten Dunkel der Haine wohnten.

V. 375. Las Casas war Bischof von Chiappo in Mexiko. Er gab im Jahr 1542 eine Schrift heraus: Ueber die Mittel, Indien zu verbessern, und übersandte sie Kaiser Karln dem fünften. Eine zweite Schrift von ihm führt den Titel: Die Verheerung Indiens. In beiden Schriften hält er den Tyrannen dieses, mit einer schauderhaften Grausamkeit unterjochten, Landes die Härte und Ungerechtigkeit vor, unter welcher die unglücklichen Indier in den drückendsten Ketten der Sklaverei verschmachten mußten. Er zeigte, daß es das Christenthum entehre, diese Mitgenossen einer Religion der Menschlichkeit, der schrecklichsten Unmenschlichkeit Preis zu geben. Aber was hatten jene Ungeheuer, die sich Christen nannten, mit

der Menschlichkeit zu thun? Dem Las Casas stellte sich ein Widerstand entgegen, der ganz die Miene der Verfolgung trug. Doch verlor er nicht den Muth, für seine Unglücklichen zu thun, was der Drang der Umstände ihm übrig ließ. Gezwungen endlich von der Noth, schlug er freilich, leider! den Tyrannen Westindiens vor, die, den christlichen Indiern ab zu nehmenden, Sklavenketten den heidnischen Schwarzen an zu legen. Von diesem Vorschlage an datirt sich der, die Menschheit schändende, Sklavenhandel, gegen den der Genius der neuern Zeit seine Stimme so laut erhoben hat, daß selbst Pitt ihm das Gaukelspiel einer absichtlich vergeblichen Bemühung, als ein heuchlerisches Opfer, schuldig zu seyn glaubte. — Las Casas wurde durch die drängende Noth, durch spanischen Despotismus, zu einem Vorschlage hin geschreckt, der seinem Herzen widersprach. — Es ist ein entzückender, unvergänglicher Kranz, den Engel, im dritten Theile des Philosophen für die Welt, auf das Grab dieses Weisen niederlegte.

V. 415. Vesta — die Göttin, welche den Erdkreis mit heiliger, unverlöschbarer Gluth belebte. Ihr geheimnißvolles Wesen hüllt die Fabel in einen keuschen Schleier. Sie ist eine jungfräuliche Gott-

heit; daher ihr Gottesdienst von geweihten, keuschen Jungfrauen verwaltet wurde.

V. 435. Athene — Pallas Athene, oder Minerva. Sie trug den Sieg davon, als zwischen ihr und dem Neptun die Frage streitig war, nach wessen Namen die Hauptstadt Attika's genannt werden sollte. Diese Stadt erhielt nach ihr den Namen Athen, und ward der Sitz der bildenden Künste.

V. 442. Aonischer — oder griechischer Gesang. Der aonische Berg in Böotien war den Musen geheiligt.

Zum fünften Gesange.

V. 256. Als Cäsar Rom unter seine Herrschaft zwang, und Brutus im letzten Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes überwunden war, rief er anklagend aus: „O, Tugend! ist das dein Lohn?“

V. 281. Büffon starb an dem schmerzhaften Uebel, die Grieskrankheit genannt.

V. 372. Tiberius, Roms tyrannischer Gebieter, vermochte die Heuchelei nicht durch zu setzen, mit welcher er seine schreckliche Regierung begann. Von Laster zu Laster fortgerissen, floh er endlich vor dem Gespenste seiner Schande nach der einsamen Insel Capräa, setzte dort seine Greuelthaten fort, und kam seit dem nicht mehr nach Rom zurück.

V. 380. „Sie (die Tugend) ist's, die schaudernd auf in Alexandern wacht" u. s. w.

Es ist bekannt, daß Alexander die Mutter, die Gattin und die Kinder des, von ihm überwundenen, und von mazedonischen Soldaten getödteten, Darius, gegen die Sitte der damaligen Zeit, mit wahrhaft königlicher Huld aufnahm, und sie einer würdigen Behandlung übergab.

V. 431. „Die Frevlerin dort hört die Wetterwolke schelten" u. s.

Montespan, des vierzehnten Ludwigs Mätresse, fühlte die Verschuldungen, welche ihr Gewissen belasteten, nie stärker, als wenn ein Gewitter am Himmel herauf zog. Mit Angstschweiß über-

gossen, als sie ein Kind auf ihrem Schooß, und glaubte durch dessen Unschuld gegen die zürnenden Blitze des Himmels gesichert zu seyn.

V. 467. Nemesis — eine geheimnißvolle, dunkle Gottheit, welche die verborgensten Frevel bestraft. Im Menschen ist ihr Repräsentant das Gewissen.

Zum sechsten Gesange.

V. 60. Thetis — eine Tochter des Meergottes Nereus, Vermählte des Königs Peleus, tauchte ihren Sohn Achil in die Fluthen des Styx, wodurch er bis auf die Ferse, an der sie ihn beim Untertauchen hielt, unsterblich und unverletzbar wurde. Im trojanischen Kriege erhielt er gerade an dieser Stelle eine Wunde, und starb.

V. 103. Die Erzählung des Livius, daß sich Curtius, zum Opfer zürnender Gottheiten, in die Pesthöhle gestürzt habe, welche mitten in Rom ihren Schlund anfriß, strahlt wenigstens den Charakter der Energie des Römers zurück; und in so fern liegt darin eine symbolische Wahrheit.

V. 104. Regulus war in dem Kriege Roms gegen Karthago in die Gefangenschaft gerathen. Mit einer karthagischen Begleitung wurde er nach Rom gesandt, um von seinen Mitbürgern den Frieden für Karthago zu bewirken. Er mußte zuvor feierlich versprechen, wenn er den Frieden nicht bewirkte, in die Gefangenschaft zurück zu kehren. Er kam in Rom an; aber, weit entfernt, zum Frieden zu rathen, foderte er die Römer vielmehr eifrig auf, den Krieg fort zu setzen. Er sahe voraus, welches Loos ihn treffen würde, wenn er nach Karthago zurück kehrte; aber er hatte sein Wort verpfändet; er ging zurück, und überlieferte sich dem martervollsten Tode.

V. 152. Laren — Hausgötter, die auf dem Heerde ihren Sitz hatten.

V. 215. Als Cäsar ermordet war, theilten drei Usurpatoren, Octavius, Lepidus und Antonius, unter sich den zerrütteten römischen Staat. Sie offerten, um sich aus zu gleichen, einer dem andern die liebsten Freunde auf. Octavius gab, nach langem Sträuben, seinen Freund Cicero der Rache des Antonius hin.

V. 223. Der zweite Philipp von Spanien, dieser düstre Tyrann, war der Leibeigene dreier Tyrannen: der Herrschgier, des niedrigsten Hochmuths und der kleinlichsten Eitelkeit, zu denen sich noch die blutigste Rachsucht gesellte. Seine arglistvolle Regierung war ein fortgesetztes Lügensystem. Seinen nächtlichsten Greuelthaten, die nicht zu verbergen waren, legte er schwülstige Worte und moralische Sprüche in den Mund. Humanität auf den Lippen, Unmenschlichkeit im Herzen, foderte er Glauben, mit dem Schwert in der Hand. Die Politik trieb er so weit, daß er die ungeheuersten Lügen mit einem religiösen Ernste auftreten und mit öffentlichen Dankgebeten ankündigen ließ. Neben dieser frechen Gottesverhöhnung gleichzeitig, wohnte in ihm der furchtsamste Aberglaube, der seinem Blicke eine gewisse Unstätigkeit gab, und seine ganze Haltung gleichsam in Bruchstücke zerlegte, die sein innerstes Leben verriethen.

V. 365. Die beiden Söhne des Brutus hatten sich in eine Verschwörung gegen den Staat eingelassen. Brutus, Roms Konsul, ließ beide vor seinen Augen hinrichten, und verschloß sich, als die Gesetze befriedigt waren, mit dem tief verwun-

deten Vatergefühl, in die Einsamkeit, um über sein hartes Schicksal zu trauern.

V. 431. Herkules, den die alte Dichtung als das Ideal der Selbstverläugnung und der freien Thätigkeit aufstellt, hatte neben der Kraft, die ihn beseelte, manche Schwäche. Die Göttlichkeit, die sein Wesen überstrahlte, war mit tiefen Schatten vermischt. Besonders fand er in seinen Vermählungen seinen Tod, der der Uebergang zu seiner Vergötterung wurde. Als er auf seinen Zügen nach Euböa kam, erblickte er Jolen, eine Tochter des Königs Eurytus. Von ihren Reizen gefesselt, verlangte er sie zur Gemahlin, ohngeachtet er mit Dejanira vermählt war. Eurytus schlug dem Herkules sein Verlangen ab, wofür dieser sich durch den Mord an dem Sohne des Eurytus rächte. Diese grause That befleckte seinen Ruhm, und er mußte sie durch tiefe Erniedrigungen büßen. Nachdem die Zeit dieser Büßungen überstanden war, ging Herkules gleichwohl zu dem Eurytus zurück, eroberte die Königsstadt, erschlug den Eurytus, nahm Jolen gefangen, und sandte sie zu seiner Gemahlin Dejanira. Diese fürchtete in der Jole eine Nebenbuhlerin, und glaubte, daß sie eilen müsse, von

einem Mittel Gebrauch zu machen, welches die Zuneigung des Herkules erhalten sollte: war das vergiftete Blut des, vom Herkules tödteten, Nessus. Sie befleckte damit ein Unt kleid, welches sie dem Herkules mit der Bitte schickte, es an einem feierlichen Opfertage zu t gen. Herkules legte das Kleid an, als er d Göttern opferte. Sogleich empfand er die Wi kung des Giftes, und zuckende Qualen fuhr durch seine Glieder. Durch seinen Sohn, d Hyllus, ließ Herkules sich auf den Berg Oeta brin gen, um durch einen freiwilligen Tod seine Leide in den Flammen zu enden. Schon umgab ih die lodernde Gluth; und nun heiterte sein ganze Wesen sich auf. Er hatte für seine Vergehunge gebüßt; das Sterbliche fiel ab von ihm, un sein innigstes Selbst stieg geläutert zu den Göt tern empor.

V. 459. Tellus — die Erde.

71721758